

Universitätsbibliothek Wuppertal

Römische Briefe

Schlözer, Kurd von

Stuttgart, 1913

1864

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.
Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

urn:nbn:de:hbz:468-1-5232

1864

Berlin, 28. Januar 1864.

Geliebte Mutter! Du wirst aus der „Kreuzzeitung“ meine Versezung nach Rom ersehen haben. Ich selbst hatte von der Möglichkeit dieses sehr plötzlich herbeigeführten Wechsels erst vorgestern vertraulich gehört und war daher ärgerlich, als ich gestern spät erfuhr, daß man es bereits der Presse mitgeteilt, und Du die Nachricht nun nicht durch mich erhalten würdest. Die Sache ist richtig; in zwei bis drei Wochen reise ich dorthin ab, komme aber vorher noch auf mehrere Tage zu Dir.

Berlin, 8. Februar.

Guter Bruder, übermorgen, Mittwoch, gehe ich über Paris nach Rom, wo Willisen, den ich noch nicht kenne, Gesandter ist. Der Posten ist schön; alle Welt beneidet mich, mit Ausnahme derjenigen, welche durchführen, daß diese Versezung eine Maßregelung ist, und daß es schwer wird, in einem politisch so interessanten Moment wie dem jetzigen die Heimat zu verlassen. Ich wurde Bismarck schließlich unbequem, weil ich mit voller Überzeugung überall — auch an höchster Stelle — seine Politik kritisierte. Mit der Kronprinzess habe ich mich zusammengefunden in den Ansichten über ihn, ebenso mit der Königin, die mich gestern allein empfing und dann zum kleinen Teeabend einlud, nachdem der König mich gestern mittag empfangen. Die Majestäten waren rührend herzlich. — Ich habe einen Augenblick überlegt, mich zur Disposition stellen zu lassen; doch ist Rom an sich nicht tragisch, wenn es auch kein Avancement ist.

Marseille, Hôtel des Colonies,
Sonnabend, 24. Februar 1864.

Meine gute Mutter, vor wenigen Stunden bin ich hier angekommen in der Absicht, mich heute abend nach Civitavecchia einzuschiffen.

In Paris war ich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in Bewegung. Freitag abend 9 Uhr langte ich auf der Gare du Nord an, brachte Golz einen vertraulichen dicken Brief von Schleinitz mit. Sonnabend früh besuchte ich Stieglitz im Hôtel Mirabeau. Golz hatte mich ein für allemal zum Frühstück und Diner eingeladen; mit Stieglitz und anderen Bekannten wurden auch einige aparte Diners und Theaterpartien unternommen; so habe ich denn bis gestern abend eine recht amüsante Pariser Woche verlebt. Früh flanieren; um zwölf Uhr regelmäßig bei Golz mit Solms, Lynar und Löß, um die neuen Zeitungen zu lesen und „Otto“ (Bismarck) gründlich durchzunehmen. Dann Besuche, abends 6 Uhr Diner, Theater: Margarete, Moses. Es ist lächerlich, wie sehr die Hauptänger und Sängerinnen detonieren, und wie wenig das Pariser Publikum es merkt, im Gegenteil immer ganz flott klatscht. Chöre, Orchester, Dekorationen sehr gut. In den beiden neuesten Theatern, „Gaité“ und „Théâtre lyrique“, wird der Zuschauerraum nicht durch Kronleuchter erhellt, sondern durch ein Feuermeer von Gasflammen, die durch einen Plafond von Milchglas scheinen und sehr angenehmes Licht verbreiten, ohne daß man die einzelnen Flammen sieht. Gretchen im „Faust“ trägt eine dicke, rötlich-blonde Perücke mit langen Zöpfen, wodurch die Franzosen ihr den teutonischen Charakter gerettet zu haben glauben und dabei gar nicht ahnen, daß der biedere Gounod sie ganz und gar französiert hat.

Die Stadt hat sich seit 1846, wo ich sie verließ, fabelhaft verändert; doch ist, trotz aller riesigen Straßendurchbrüche und der neuen Boulevards, vom alten Paris noch mehr vorhanden, als ich nach den Beschreibungen geglaubt hatte. Aber in einer

Hinsicht zeigt Paris ein ganz neues Kleid: die Physiognomie der Straßenbevölkerung ist mit derjenigen der Juli-Dynastie nicht zu vergleichen. Damals hatte sie etwas Vulkanisch-Dämonisches, man spürte überall in der Masse die kaum bewältigte revolutionäre Bewegung; die Diskussionen in den Kammern, die Reibungen mit der Polizei, die blassen, drohenden Mienen — das alles fehlt jetzt. Man merkt der Bevölkerung den materiellen Wohlstand an und den Wunsch, ihn recht gemächlich zu genießen. Anklänge an Barrikaden fehlen.

Der Luxus ist feenhaft. Am Donnerstag hatte mich Stieglitz in kleinem Kreis ins Grand Hôtel eingeladen. Grandioser Speisesaal mit Säulen, Spiegeln, Statuen — alles könnte ins Winterpalais passen. Zwei Tage vorher speisten wir im Café Anglais. Am einem kleinen Tisch neben uns saß ganz allein der greise Alber in einem hellbraunen dicken Hausrock; er ließ es sich recht gut schmecken, nicht ahnend, wie sehr uns seine Nähe elektrisierte — wie wir innerlich die ganze „Stumme“ und den „Schwarzen Domino“ durchsangten.

Vom Bois de Boulogne kommend, begegnete ich heute der Kaiserin mit dem Prinzen; sie fuhr in vierspänniger Karosse, voran zwölf weiße Lanciers, ebensoviele hinter dem Wagen; an der Seite ritt ein Adjutant. Der Kaiser fährt nie mit militärischer Begleitung. Eugenie ist sehr vergnügungslüchtig; daher fortgesetzt große und kleine Lustbarkeiten. Diesen Winter, so lange der See im Bois de Boulogne zugefroren war, protegierte sie das Schlittschuhlaufen, wobei sich besonders Herren ausgezeichnet und ihre Kunst erworben hat.

Die holsteinische Frage beschäftigt hier alle Welt. Kein Mensch versteht sie; desungeachtet jeden Tag lange Artikel in sämtlichen Zeitungen, die mehr oder weniger dänenfreundlich sind. Das rasche Vorgehen der preußischen und österreichischen Truppen hat gewaltig imponiert, wenn der Franzose es auch ungern einem Fremden gegenüber ausspricht. Man hatte gehofft, daß das starke Danewerk ein Sewastopol für uns

werde. Jetzt hofft man, daß Düppel es wird. Louis selbst wartet noch und enthält sich einstweilen jeder Äußerung. Wenn Bismarck den Karren recht tief verfahren haben wird, dann könnte Louis anfangen, mitzureden. Entweder nähert er sich den deutschen Mittelstaaten, wenn „Otto“ sie gründlich vor den Kopf gestoßen hat — vielleicht besonders den dortigen revolutionären Elementen — und läßt nebenbei in Italien, Ungarn, Polen den Plonplon mit seinen Bulldoggen los, oder er schließt sich den Engländern an (wogegen diese ihm vielleicht in der Kongressfrage entgegenkommen) und stellt dann gemeinschaftlich mit ihnen und etwa mit Russland Bedingungen, die auf Dänemark hinzielen. Und doch hätten wir Louis ganz für uns haben können, wenn man in der Wilhelmstraße den Mut und die Klugheit gehabt hätte, in dieser Frage sofort das Nationalitätsprinzip auf die Fahne zu schreiben. Dagegen würde Louis nie etwas einzuwenden haben; aber zu solcher Politik vermag „Otto“ sich nicht zu verstehen, denn „national“ ist „revolutionär“! Diese Bismarckschen Staatskünstelein verfolgten mich bis nach Marseille! Als ich heute hier anlangte und mir meine Effekten, unter denen sich eine Kiste mit Adresse: A la Légation de Prusse à Rome; Expédition officielle befand, vom Chef des bagages ausgeliefert wurden, fragte dieser, der beim Anblick der Kiste einen preußischen Diplomaten in mir wittern mochte, scherhaft: „Eh bien, comment vont les braves Polonais?“ Ich konnte dem Mann in der Eile nicht auseinandersetzen, daß ich Bismarcks Konvention vom 8. Februar stets gemäßbilligt hätte.

Während das Wetter in Paris förmlich war, kam zuletzt Kälte. Die Landschaft von Lyon bis Arles, die ich vor vier Jahren unter blauem Himmel, in schönster Pracht südlicher Vegetation gesehen hatte, war dick beschneit.

Rom, Sonnabend 27. Februar 1864.

Vorgestern 11 Uhr vormittags bin ich hier eingetroffen. Montag abend ging ich an Bord des „Capitole“ der Messa-

geries Impériales; Dienstag früh lagen wir des ungünstigen Windes wegen schon wieder vor Anker in der Gegend der Hyèresischen Inseln, angesichts des Forts Brégançon, und mußten dort einen ganzen Tag warten. Das Schiff wimmelte von Engländern; alle Kabinen gepfropft voll. Ich habe doch schon manche Seefahrt gemacht, aber noch nie widrigen Windes wegen in einen Hafen einlaufen müssen. Das Unglück wollte, daß sich ein Pianino an Bord befand und einen Franzosen, der sich noch in den frühesten Anfangsgründen der Musik bewegte, die Eitelkeit an das Instrument trieb, auf dem er, um sich rasch ein Auditorium zu schaffen, die englische Nationalhymne intonierte. Raum hörten das die Ladies und Gentlemen, so stürmten sie aus ihren Kabüten, bildeten einen Kreis um den glücklichen Spieler und stimmten in die Hymne ein. Unter klatschendem Regen wurden in Civitavecchia Passagiere und Gepäck auf kleinen Böten an Land geschafft; ich setzte es durch, trotz aller lungenden Polizisten, Douaniers, Battelieri usw. noch rechtzeitig im Zug zu sein, der sofort abdampfte.

Als ich nun Zeit fand, mir meine Position klar zu machen, merkte ich, daß mein Magen in erschreckender Weise zusammengeschrumpft war. Am Dienstag nachmittag 5 Uhr hatte ich zuletzt zu Mittag gegessen, seitdem außer einer Tasse Bouillon und einer Apfelsine nichts genossen; wir schrieben nun schon Donnerstag 7 Uhr; man wird mir einräumen, daß dies für einen erwachsenen Menschen während 38 Stunden etwas wenig ist. Die Fahrt ging langsam; die Maschine wurde zweimal stark, erst um 10 Uhr traf ich in Rom ein und hielt gegen 11 Uhr mit meiner einen Bouillon und einer Orange den feierlichen Einzug in den Palazzo Caffarelli. Dort wurde ich sehr freundlich von Willisen empfangen, und nach einer halben Stunde blühte mir ein Beefsteak mit Omelette, was ich der guten Baronin nie vergessen werde.

Willisen scheint sehr unterrichtet, wohlwollend; sie ist ebenso angenehm. Bei Tisch geht es sehr gemütlich her. Gestern

speiste ich bei der Baronin Stieglitz. Vormittags hörte ich in der Jesuitenkirche eine Fastenpredigt des Bischofs Dupanloup aus Orleans, bekannt durch seine Opposition gegen Louis Napoleon. Er delamierte à la Talmá, drapierte sich künstlerisch in seinem Ornat, erzählte alles mögliche, kurz der echte französische Schaumsläger; die vornehme Welt drängt sich zu seinen Vorträgen. Heute war Diner bei Széchényi (österreichischem Gesandten bei König Franz), mit dem ich von Petersburg her befreundet bin. Morgen speise ich mit Botschafter Bach und anderen vom heiligen Diplomatenkorps.

Als ich vorgestern ankam, war meine erste Frage nach Düppel: leider keine Nachricht; und wenn dort etwas vorfällt, werden wir es hier erst spät erfahren. Es ist recht weit bis Berlin!

Die Aussicht von meinem Fenster ist wunderbar: halb Rom mit seinen unzähligen Kirchen, Kuppeln, Klöstern liegt zu meinen Füßen. Nach der anderen Seite sehe ich in den Gärten unsers Palazzo, auf große Aloen, Orangenbäume mit dicken Früchten, Lorbeer und Oliven.

Rom, 5. März 1864.

An Abwechslung und Wiedersehen mit früheren Freunden fehlt es nicht. Bei Széchényi machte ich die Bekanntschaft des Baron Hübner, der 1847 noch Generalkonsul in Leipzig war, 1848 von Schwarzenberg herangezogen und bald österreichischer Botschafter in Paris wurde. Er ist jetzt außer Dienst, weil seine Vorschläge, die er später als Polizeiminister in Wien zugunsten Ungarns machte, nicht angenommen wurden, weshalb er seinen Abschied nahm. Er ist ein sehr feiner Uhrmacher, führt vortreffliche Unterhaltung.

Am folgenden Tage lernte ich als Gegenstück zu Hübner den hiesigen österreichischen Botschafter Baron Bach kennen, der die klerikalen Interessen sehr scharf vertritt und dem ein Hübner jedenfalls viel zu liberal ist. Sollte indes der Wind

in Wien sich drehen, so könnten beide sehr wohl miteinander tauschen. Die Österreicher bewohnen hier einen riesigen Palast, den Venedig im dreizehnten Jahrhundert gebaut und den Österreichern bei Campo Formio mit überlassen hat. Grau und düster ragt der Bau, in dem wohl manche romantische und politische Novelle gespielt haben mag.

Abends sangen bei der Baronin Stieglitz Sänger und Sängerinnen der Oper.

Dienstag fuhr ich um 12 Uhr mit Willisen nach dem Vatikan, um dem Kardinal Antonelli vorgestellt zu werden: ein eleganter Priester, fein gebaut, mit klugem, großem Auge, der gern mit seinem zierlich geformten Fuß in rotem Strumpf und Schnallenschuh kokettiert. Wenn er recht lebhaft wird, nimmt er eine Prise. Sehr höflich, sehr verbindlich.

Von ihm zu seinem Unterstaatssekretär Monsignore Berardi auf dem Quirinal. Sehr zuvorkommend und lebhaft.

Montag traf ich Dr. Gregorovius, Ostpreußen, der seit 20 Jahren in Italien lebt und eine schöne Geschichte des mittelalterlichen Rom schreibt. Er lässt jetzt Band V drucken, der besonders interessant wird, da er die Zeit der Hohenstaufen und die Geschichte des großen Bonifazius VIII. umfasst. Dieser war ein Caetani, und zu seinem Porträt fand sich viel Stoff im Archiv des Herzogs von Sermoneta-Caetani. Die Kronprinzessin hatte mir Grüße für Gregorovius aufgetragen, die ihm sichtlich Freude machten, obgleich er in politischer Hinsicht sehr avanciert ist.

Dann zu Pentland Esq., Verfasser des Artikels „Rom“ in Murrays Handbuch. Auch für ihn Grüße von Kronprinzessin. Er kennt die Stadt gründlich, war sehr befreundet mit Humboldt und Buch.

Vorgestern brachte mich Cavriani (Legationssekretär bei Széchényi) in das Atelier des Bildhauers Benzoni. Er arbeitet an einer Eva, die den Apfel ansieht und in sieberhaftem Zweifel ist, ob sie genießen soll oder nicht. Dicht bei ihrem Fuß

lagert die Schlange. Benzoni hatte sich lange vergeblich Mühe gegeben, solches Reptil als Modell zu bekommen. Als er eines Morgens zu seinem Atelier geht und noch immer über die Schlange nachdenkt, findet er ein prachtvolles Exemplar vor der Tür.

Es ist höchst anziehend, ihm zuzuhören, wie es ihn vom frühesten Morgen an treibt, zu schaffen; er kann oft das Tageslicht nicht erwarten, um weiterzuarbeiten.

Gestern Besuch bei Principeffa Campagnano, geborenen Prinzessin Sayn-Wittgenstein, an die mich die Königin empfohlen hat.

Jeden Mittwochabend empfangen Willisens. Viele deutsche Künstler, Gelehrte, Einheimische, durchreisende preußische Familien, ein buntes Gemisch von Leuten und daher recht amüsant. Auch unser netter Klügmann war dort.

Das ist nun alles sehr schön. Wäre man nur nicht so furchtbar weit von Berlin! Wir lesen „Kreuzzeitung“, „Kölner Zeitung“, „Débats“; jeden Abend bringt das „Giornale di Roma“ Telegramme, aber sonst treffen die Nachrichten aus Deutschland recht langsam ein, und das ist schrecklich.

Rom, 12. März 1864.

Vorigen Sonntag ging ich zu Overbeck, der sich in der Woche nicht gern stören lässt, aber jeden Sonntag um so liebenswürdiger selbst seine Kartons zeigt. Am Eingang steht „Overbeck und Hoffmann“. Man steigt eine Treppe hinauf, kommt durch ein halbbunkles Vorzimmer, in dem auf der einen Seite die große, lange, mittelalterliche Ansicht von Lübeck, gegenüber eine ähnliche von Köln hängt. Dann tritt man in die Kartonsäle, wo ein zahlreiches englisch-französisches Publikum versammelt war. Der große Meister erkundigte sich herzlich nach Lübeck, das er 1806 verlassen und seitdem nie wieder gesehen hat. (In Rom ist er seit 1810 ununterbrochen, zwei Jahre in

München abgerechnet.) Er macht einen prachtvollen Eindruck; sein Kopf sehr bedeutend. Er erklärte mir selbst alle Kartons der Sakramente. Welche Komposition, welche Zeichnung, welcher Gedankenreichtum und welche Frömmigkeit! Die Sachen machen keineswegs einen ausschließlich katholischen Eindruck; die Jungfrau und die Heiligen spielen fast gar keine Rolle. Wenn der Mann nun dasteht, alles mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Erklärungen lauscht, dann bekommt man (neben dem künstlerischen Genuss) ein Gefühl des Stolzes, daß das ein Deutscher ist. Frau Hoffmann, seine Adoptivtochter, läßt ihn nicht aus den Augen; sie nennt ihn „Vater“, er sie „Tochter“. Sie bemuttert ihn aber in tyrannischer Weise. Wenn es auf 2 Uhr geht, deutet sie ihm an, daß er sich nicht mehr durch Stehen und Erklären ermüden solle. Um 2 Uhr jagt sie dann das Publikum weg. Sie tut sehr wohl daran; denn diese Sonntage sind gewiß eine Anstrengung für den alten Herrn, obgleich er bei jeder Entschuldigung, die man ihm macht, seine Freude ausspricht, wie ein Prediger hier vor gefüllten Bänken seine Ideen mitteilen zu können. Nach 2 Uhr sieht man dann noch unten (Parterre) die Passionsgeschichte und einige Medaillons, die er für Frau Hoffmann gemalt hat. Nicht ohne Stolz erzählte sie uns, daß der „Vater“ dies für sie gearbeitet habe, wie er auch in ihrer kleinen Villa jedes Jahr ein Freskobild male.

In der Nähe der Overbeckschen Wohnung ist die kostliche S. Maria Maggiore. Pio IX. läßt sich dort sein Grab bauen. Originell ist die Entstehung der Kirche. Ein römischer Patrizier hatte die Jungfrau gebeten, ihm zu sagen, wie er seine Schäze verwenden solle. Im Traum wird ihm Weisung, ein Gotteshaus zu stiften, dort, wo er am andern Morgen Schnee finden werde. Ein gleiches träumt der Papst. Am Morgen treffen beide auf dem Esquilin zusammen; obwohl man den 5. August schrieb, hatte es geschneit, Anno 360 (352) p. Chr. Der Papst zeichnete sofort den Grundriß der Kirche in den Schnee. Sie

wurde gebaut, und jährlich am 5. August (S. Maria ad Nives) wird zur Erinnerung an jenes Wunder ein Regen von weißen Rosenblättern beim Hochamt herabgestreut.

Rom, 17. März 1864.

Mein letzter Sonnabendbrief wurde unterbrochen, weil ich mich zu einer Abenderkundung nach dem Vatikan rüsten mußte, um bei Fackelbeleuchtung die Statuen zu besichtigen. Wir waren 12 Personen. Professor Brunn, Sekretär des hiesigen archäologischen Instituts — Plessing und ich kennen ihn von Bonn her — leitete das Unternehmen. Um 7 Uhr abends fanden wir uns bei der Schweizerwache ein. Das, was ich Fackeln nannte, sind 6—8 dicke Kirchenlichter, zusammengebunden, auf eine hohe Stange gesteckt, umgeben von einem un durchsichtigen, halbrunden Schirm. Diese Maschine wird gegen eine Statue gehalten, die den vollen Schein empfängt, während alles übrige im Dunkeln bleibt. Sofort beim Eintritt wird man überrascht, wenn der Fackelträger das Licht einen Augenblick den langen Saal hinuntergleiten läßt und plötzlich alle die marmornen Götter und Kaiser aus der Finsternis hervortreten. Besonders schön war der Kaiser Augustus — im vorigen Jahre bei Porta Prima in den Gärten seiner Livia aufgefunden — in sein gearbeitetem Panzer, mit prachtvoll ausdrucks voller Gebärde. Den alten Laokoon habe ich noch nie so tief unglücklich gesehen wie in dem Moment, wo sich der ganze Fackelschein auf seine verzweiflungsvollen Züge konzentrierte. Einen phantastischen Effekt bringt das Licht auch in dem acht eckigen Cortile del Belvedere hervor.

Um den Eindruck noch magischer zu machen, warf auch der Mond seine bläulichen Strahlen in den offenen Marmorhof und gab dem Ganzen etwas Geisterhaftes.

Von Künstlern habe ich hier, außer Overbeck, die Bildhauer Wolff aus Berlin und Gibson aus London sowie die Maler Lehmann, Wider und Natorf kennen gelernt. Gibson hat den

Versuch gemacht, einzelne seiner Statuen, z. B. eine Venus, fleischfarben leicht zu tönen, den Augen Farbe gegeben, das Geschmeide vergoldet, wie es auch die Alten gemacht haben sollen. Ich finde das nicht schön; die Engländer und Amerikaner denken aber anders und machen wiederholt Bestellungen.

Wider malt meistens schöne Italienerinnen und Szenen aus dem Volksleben.

Natur und Umgegend werden mit jedem Tage bezaubernder, die Promenaden auf dem Monte Pincio, in den Villen Borghese, Ludovisi, Pamphili immer belebter. Durch die herrlichen Parks rollen die Karosse der Aldobrandini, Colonna, Campagnano, Rospiigliosi, Orsini u. a. Auch Franz II. geht dort in tiefer Trauer mit zwei Begleitern spazieren. Zuletzt hatte ich ihn 1860 auf der Santa Lucia stolz und pomphaft mit dem ganzen Hofstaat gesehen; es war der 15. Juli, wo die betrunken gemachten Garden einen Versuch zu einer Gegenrevolution einige Stunden hindurch mit scheinbarem Glück unternahmen, sich aber schon am folgenden Tage überzeugen mußten, daß alles nur Qualm war. Damals geriet der Wagen, in dem ich mit Széchenyi saß, beim Castel Nuovo in ein Gewimmel von Truppen aller Waffen, einen förmlichen militärischen Ameisenhaufen. Die Garden durchzogen lärmend die Straßen, um jeden zu zwingen: „Evviva il Re!“ zu rufen. Wir kamen bis zum Schloßplatz; dort hielten die Soldaten unsere Pferde an und drangen fäbelschwingend auf uns ein. Wir beruhigten sie durch Hüteschwenken. Ein höherer Offizier jagte die Aufgeregten fort und begleitete uns sehr höflich aus dem Getümmel.

Einige Tage später illuminierte die halbe Stadt als Demonstration für Garibaldi. An allen Straßenecken wurde sein Bild feilgeboten. Nach wenigen Monaten zog er als Sieger in Neapel ein.

In die Villa Borghese ging ich am vorigen Sonntag mit Cavriani und Graf Gozze, einem schon ältern Mann, der

viel erlebt hat, früher österreichischer Diplomat war und jetzt hier als Sekretär beim Hohen Kapitel des Malteserordens angestellt ist. Als wir die Porta del Popolo durchschreiten wollten, blieb er einen Augenblick vor einer Kirche stehen, die hart am Tore liegt und zu einem dahintergelegenen Augustinerkloster gehört. Auf letzteres hinweisend sagte darauf Gozze: „Dort hat die Reformation begonnen! Es ist das Kloster, wo Luther 1511 mehrere Monate wohnte, als er in Ordensangelegenheiten hierher kam.“ Das alte Kloster existiert nicht mehr. In dem Kirchenbuch aber steht noch bei 1511: Frater Martinus. Bruder Martin soll damals wenig erbaut gewesen sein von dem Treiben der hohen und niedern Geistlichkeit, das mit dem Leben unter der Régence verglichen werden kann. In frischem Andenken stand um jene Zeit der Name Borgia. Alexander VI. war erst acht Jahre vorher — 1503 — gestorben. Die Erinnerung an ihn, seinen Sohn Cesare, an seine Tochter Lucrezia und deren Mutter Rosa Vanozza lebte noch bei allen Römern. Für die Vanozza hatte der Papst nicht Anstand genommen, ein schönes Grab in S. Maria del Popolo herrichten zu lassen, so wie später Leo X. in S. Gregorio seiner Signora Imperia ein Denkmal setzen ließ mit der dreisten Inschrift: „famosa cortigiana“! Beide Steine sind im vorigen Jahrhundert aus den Kirchen entfernt worden.

18. März.

Das Ereignis des Tages ist, daß der französische Botschafter Graf Sartiges zu morgen, Sonnabend abend, das längst ersehnte Ricevimento angesezt hat. In einer Hinsicht ist das wichtig, weil ein Ambassadeur ein solches Ricevimento am Abend desjenigen Tages zu halten pflegt, an dem er vormittags dem Papst sein Kreditiv überreicht. Wird also morgen abend im Palazzo Colonna dieses Ausstattungsstück aufgeführt, so war der Papst genügend wohl, um den Botschafter vormittags zu empfangen, und das ist noch heute nicht ganz sicher; Pio IX. hat sich am 4. März beim Messlezen in

St. Peter erkältet, seitdem sind Rose und Geschwüre eingetreten — kurz, man ist gespannt auf morgen. Außerdem ruft aber ein solches Ricevimento auch aus anderen Gründen große Aufregung hervor. Sartiges hat für seine Dienerschaft neue Livreen und Perücken aus Paris kommen lassen; für die Frau Botschafterin hat das Magazin „A la ville de Lyon“ eine prachtvolle Toilette geliefert, und von den hiesigen Damen behauptet jede, eine neue Coiffüre aus Paris für den Empfang erhalten zu haben.

Morgen früh soll also Sartiges auffahren, in Galakutschchen, eskortiert von päpstlichen Dragonern. Vom Heiligen Vater fährt er zu Antonelli, dann zum Senior des Kardinalkollegiums. Dieser muß ihn beim Weggehen bis zur Karosse begleiten, die Wagentür öffnen und schließen. Zu den übrigen Kardinälen fährt ein Ambassadeur nicht; der Senior zeigt ihnen dessen Ankunft an. Paris hat noch einen besondern Trick: nachdem der Botschafter in den Tuilerien empfangen ist, fährt er von dort sofort zum Minister des Alswärtigen, zur selben Minute fährt der Minister des Alswärtigen zum Botschafter; so sind beide Größen sicher, einander gleichzeitig die erste Visite zu machen und sich nichts zu vergeben!

Als Bach 1859 seine Auffahrt halten wollte, erlangte er von Pius IX. eine ungewöhnlich große Zahl von Dragonern zur Begleitung zugesagt. Kaum hört das der französische Botschafter (Duc de Gramont), so läßt er Antonelli wissen, daß er infolge dieser Bevorzugung an sämtliche französische Wachen und Posten, bei denen Bach vorbeifahren würde, Befehl habe erteilen lassen, nicht anzutreten und keine Honneurs zu erweisen. Das hat Anlaß zu Noten und Gegennoten gegeben; im letzten Moment verzichtet Bach auf die nicht etatsmäßigen Dragoner, und Gramont schickt Expreßboten an alle Posten, damit sie doch präsentieren.

Der Botschafter genießt hier noch ein ganz besonderes Recht, welches er nur mit dem Kardinal teilt. Wenn er

nämlich eine Soiree besucht, muß ihm beim Weggehen der Hausherr eine Fackel vorantragen lassen. Sieht man bei solchem Empfang im Vorzimmer auf einer Stellage Wachsfackeln, so weiß man, daß Botschafter oder Kardinäle sich im Saal befinden.

Letztere nehmen sich bei den Routs recht eigen aus; das rote Käppchen sitzt so leicht auf dem Kopf, daß man es oft für eine fidele Cerevismütze halten könnte. Bei Willisens Empfängen traf ich den Kardinal Grassellini, dann den Kardinal Andrea, die beide für liberal gelten und im Kollegium manche Meinungsgenossen haben sollen.

19. März.

Soeben — 11 Uhr — ist Sartiges mit seinen Sekretären in drei Galawagen, geleitet von päpstlichen Dragonern, abgefahren. Auf dem Platz vor dem Palazzo sind zwei große, bunte, mit Gobelins behängte Tribünen aufgeschlagen, auf denen heute abend bis Mitternacht zwei Musikcorps für das Volk spielen werden. Der Papst fühlt sich wohler, doch nicht so kräftig, daß er in der heiligen Woche alle Kirchenfunktionen wird verrichten können. — Die Nähe der Ostertage macht sich fühlbar an der Menge von Touristen. Engländer und Engländer! Wenig Deutsche und Franzosen. In den Hotels kein Unterkommen mehr. Die Fremden, die noch eintreffen, müssen sich in Albano, Tivoli usw. einquartieren.

Der Himmel wird immer blauer; wir machen fast täglich Ausfahrten. Vorgestern waren wir im Lateran und sahen auf der Scala santa recht viele Leute die Stufen hinaufrutschten.

Rom, Karfreitag, 25. März 1864.

Am 22. März, Königsgeburtstag, gab Willisen ein Diner. Abends ging die Gesellschaft beim Schein des Vollmondes ins Kolosseum, das sich prachtvoll ausnahm. Bald wurden

Fackeln angesteckt, und nun stiegen wir durch alle Korridore und Etagen bis auf die höchste Plattform, von wo aus die fernen Linien der Gebirge und der weiten Mondscheinlandschaft fast taghell zu sehen waren.

In dieser Woche war ich wiederholt in der Peterskirche. Man erstaunt jedesmal von neuem über die Mächtigkeit des Baus und wird sich seiner Größe doppelt bewußt an solchen Festtagen, wo von nah und fern alles in diesem prächtigen Tempel zusammenströmt. Seine Hallen zu füllen ist fast unmöglich; die Tausende von Menschen verschwinden dort völlig.

Am Sonntag war Palmenweihe. Das diplomatische Corps hat bei diesen Festen stets so hervorragende Tribünenplätze, daß es aussieht, als würden die Ceremonien und Feierlichkeiten eigens für die Diplomaten aufgeführt. Auch vom Gedränge merken wir nichts; die Schweizer Hellebardiere öffnen uns stets eine Gasse, während rechts und links die übrigen Sterblichen sich halbtot quetschen.

Die Hauptfeier ist am Gründonnerstag. Ich ging mit Willisens, die ich bei der Schweizerwache an der Colonnade des Petersplatzes erwartet hatte, in die Sixtina. Es war ein prachtvoller Morgen; der schöne, weite Platz mit dem gewaltigen Obelisken, den sprudelnden Fontänen und unvergleichlichen Colonnaden lag in seiner ganzen Majestät vor mir. Ich sah die Straße hinunter, die von hier gerade auf die Engelsburg zuführt; da zogen nun alle die Mönche, die Schulen, die Brüderschaften, die Truppen herauf, welche sich in der Kirche aufstellen wollten. Dazwischen rollten die roten, schwervergoldeten Karosse der Kardinäle, von schwarzen Hengsten mit roten Federbüschchen gezogen, hintendrauf drei reichgallonierte Diener in Schuh und Strümpfen, mit großen, almodischen Dreimastern.

Um $10\frac{1}{4}$ Uhr, nachdem sich die Kardinäle — etwa 27 an der Zahl — versammelt hatten, begann die Messe in der Sixtinischen Kapelle. Von dem Gesange hatte ich mehr erwartet;

was haben wir in unserer Jugend alles darüber gehört! Früher mag er auch noch schöner gewesen sein; damals sparte man kein Geld, um gute Sänger zu bekommen und etwas Einziges zu schaffen. Jetzt aber haben wir den Domchor und lernten den reichen, russischen Kirchengesang kennen, bei dessen Anhören schon vor mehr als hundert Jahren der Italiener Galuppi ausrief: „In Italia, non ho mai sentito un così magnifico coro.“

Um 11 Uhr ward von der Sixtina in feierlicher Prozession unter einem Baldachin das Allerheiligste in die glänzend erhelle Paulinische Kapelle getragen. Die Erleuchtung dieser Kapelle ist interessant, weil sie nach den Zeichnungen und Angaben Michelangelos ausgeführt wird. Durch richtige Anbringung (Erhöhung und Niedrigerstellung) der brennenden Wachskerzen wird eine derartige Perspektive erzielt, daß die an und für sich nicht tiefe Kapelle als langgedehnter Raum erscheint.

Dann zog die ganze Gesellschaft von Kardinälen, Diplomaten und Sängern viele Treppen hinunter in den St. Peter, wo am Altar, angesichts einer ungeheuren Menschenmasse, die Fußwaschung von 13 sogenannten (auch als solche verkleideten) Pilgrimen stattfindet; harmlosen, in Rom angeseßenen Personen. Wäre Pio IX. wohl gewesen, so hätte er diese Fußwaschung vorgenommen; statt seiner fungierte der Doyen der Kardinäle, Mario Mattei.

Nun marschierten Kardinäle und Diplomaten, beschützt durch Hellebardiere und Soldaten aller Art, von dannen, um in einer hochgelegenen Kapelle des Vatikans der Cena, der Speisung dieser 13 Pilger, beizuwohnen. Dort funktionierte Antonelli mit der ihm eigenen Grazie und Anmut.

Inzwischen war es 1 Uhr geworden. Als nun Antonelli Suppe, Fische und Gemüse auftragen ließ, wurden die Herren Botschafter und Gesandten so hungrig, daß sie an die Heimkehr dachten. Der Duc de Saldanha, portugiesischer Botschafter —

den seine Regierung für schweres Geld und mit allen erdenklichen Auszeichnungen von Lissabon fernhält, weil der alte Herr eine diabolische Routine haben soll, Militäremeuten anzufürsten und dem jedesmaligen Ministerium gefährlich zu werden — dieser weizköpfige, stets sehr verbindliche frühere Diktator gab als Doyen des Corps das Zeichen zum Abmarsch, und so gelangte man denn gegen 2 Uhr nach Hause.

Abends 6 Uhr war ich schon wieder im Sankt Peter, um in der Chapelle des Chanoines die Ténèbres zu hören, bei denen fast alle Lichter in der Kirche ausgelöscht werden. Nur am Hochaltar, über der Gruft des Apostels Petrus, brannten Fackeln, bei deren Schein dann nach 7 Uhr die Schlusshandlung, die feierliche Reinigung des Altars, stattfand. (Er wird von hohen Geistlichen mit Schwämmen abgewaschen.)

Das sonst so lärmende Glockengeläut ist seit gestern verstummt. Nicht einmal Stundenschläge hört man.

Morgen ist im Lateran die Taufe von Nichtchristen und Ostersonntag endlich in der Frühe die Segenerteilung, abends die Erleuchtung der Peterskirche. Die Feierlichkeiten würden die Hauptbedeutung verlieren, wäre der Papst durch Krankheit verhindert, die Benediktion vorzunehmen. Aber Antonelli vertröstet die Welt mit der bestimmten Zusage, Pio IX. werde erscheinen, und dieser selbst hat noch vor acht Tagen zu Sartiges gesagt: „Vous voyez devant vous un homme sans bras et sans jambes, mais avec un cœur toujours prêt à bénir le monde.“ Der alte Herr wird an dem Tage auch gar nicht im Krankenzimmer zu halten sein; ist doch die Segnung der Volksmassen, die auf die Knie stürzen, der höchste äußerliche Ausdruck der päpstlichen Machtvollkommenheit.

Am Palmsonntag (20. März) speiste ich bei Bach. Sehr amüsierte es mich, dort den herrlichen Franz Liszt wiederzufinden. Ich hatte ihn schon während meiner Universitätszeit in Göttingen gehört. Er wohnte damals in „Stadt London“. Nach dem Konzert saßen wir Studenten unten im

Hotel. Enthusiastiert von seinem göttlichen Spiel, zogen wir, fünfzehn Mann hoch, jeder mit einer brennenden Kerze und einem Glas Sekt, zu dem großen Zauberer der Töne, der einsam auf seinem Zimmer soupierte; ich hielt eine begeisterte Rede, wir ließen ihn hochleben und trieben allen möglichen Ust, auf den er in scherhafter Weise einging. Ich erinnerte ihn an jene Szene; er wurde sehr fidel. Wir gingen bald zusammen weg und schlenderten Arm in Arm den Corso hinauf, wobei er die interessantesten Geschichten vorbrachte. Wir sprachen französisch; aber mitten im gallischen Idiom knallte er dann zuweilen echte Berliner Redensarten los, wie: „Wat kof ic mir davor?“ Er hält die Geschichte in Rom für sehr wackig, obgleich er großer Anhänger des Papstes ist, und glaubt, daß die jungitalienische Bewegung seit den drei Jahren, die er in Rom zugebracht, viel Terrain gewonnen hat.

Liszt wohnt hier ganz einsam auf dem Monte Mario in einem Kloster mit einem ehrwürdigen Pater, mit dem er Litaneien singen soll. Einige behaupten, daß er sich zum förmlichen Eintritt ins Kloster vorbereite. Nach dem Diner bei Bach war er sehr aufgeräumt und schien jedenfalls nicht derartige Gedanken zu hegen. Diese Lebensweise ist vorläufig wohl nur eine seiner Bizarrieren — für die Welt — damit sie sich mit ihm beschäftigt; aber gerade deshalb könnte er ihr auch mal eine Überraschung bereiten.

Rom, 1. April 1864.

Mit Ostermontag trat hier ganz abscheuliches Unwetter ein, sehr störend, weil die Segenerteilung nicht auf dem Petersplatz, sondern im Innern der Kirche vorgenommen werden mußte. Die abends übliche Erleuchtung der Kirche fiel deshalb aus, ebenso die Girandola des Ostermontags.

Aber der Papst erschien doch am Sonntag. Wir fuhren um 10 Uhr in die Kirche, die schon gedrängt voll war. Es sollen sich dort zu Ostern manchmal 80 000 Menschen ver-

sammeln. Auf der Haupttribüne hinter dem Hochaltar war unser Platz, angefichts der sehr schönen päpstlichen Nobelgarde, der Kardinäle und des Papstes selbst.

Gegen $10\frac{3}{4}$ Uhr verkündeten Trompeten und Posaunen die Ankunft Pio Nonos. Er saß in einem großen Lehnsessel, der getragen wurde, umgeben von Schweizer-Hellebardieren und Geistlichen. Er war weiß gekleidet. Da er sich angegriffen fühlte, konnte er nicht selbst die Messe lesen. Statt seiner offizierte der Doyen der Kardinäle, während diese in ihren langen roten Talaren zum Papst zogen, um sich, einer nach dem andern, segnen zu lassen. Gegen 12 Uhr wurde Pio Nono in der Kirche herumgetragen, um der Menge die Benediktion zu erteilen. Als er anfing, die Segensworte zu sprechen, übermannte ihn solche Rührung, daß er zu weinen begann. Die Stimme versagte ihm; schluchzend, nur in abgebrochenen Worten konnte er den Segen zu Ende bringen. Dies war um so auffallender, als er die vorhergehende Litanei mit sehr sonorer Stimme gesungen hatte.

Die Gemütsbewegung, die den alten zweiundfünfzigjährigen Herrn befallen hat, mag teils in seiner körperlichen Schwäche ihren Grund haben, teils aber auch wohl im Hinblick darauf entstanden sein, daß er vielleicht zum letzten Mal den Segen erkeile. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß seine Krankheit etwas lange anhält und ihn sehr schwächt. Ganz im geheimen scheinen die Herren Kardinäle sich schon mit der Frage nach einem Nachfolger zu beschäftigen, und hier und da hört man von gewichtiger Stelle das bedeutungsvolle Wort: Conclave!

In früheren Jahren soll ein Papst einen Engländer, der ihm vorgestellt wurde, gefragt haben: „Avez-vous tout vu à Rome?“ Darauf hätte der Insulaner geantwortet: „Oui, j'ai tout vu, excepté un conclave que je voudrais bien encore voir.“

Was in einem solchen Conclave vorgeht, hat, so viel ich weiß, noch nie jemand verraten. Die Kardinäle sind alle in einem großen, durch spanische Wände in verschiedene Com-

partiments geteilten Saal des Quirinalpalastes interniert. Dort beraten, schlafen und speisen sie, bis der neue Papst fertig ist. In der Familie des Fürsten Chigi ist das Amt eines Senschalls erblich. Er fungiert als solcher während der Conclavezeit im Quirinal.

Man spricht schon jetzt, und wohl mit Recht, von zwei Parteien, die sich im Conclave schroff gegenüberstehen würden: die französische und die österreichische. Daneben wird sich vielleicht eine liberale Partei auftun, doch ist es damit unsicher. Einige behaupten, nur Andrea und Graffelini seien liberal, andere, daß im geheimen viel mehr Kardinäle liberal dächten und — bei günstigem Winde — diese Richtung vertreten würden. Das schlimmste im gegenwärtigen Moment wäre wohl, wenn ein französischer Papst gewählt und so Louis Napoleon von neuem und noch enger an Rom gekettet würde.

Auch die Piemontesen sollen schon im Kardinalskolleg wählen. In der vorigen Woche sprach ich hier den bekannten Professor Lignana aus Neapel. Er hat auch in Deutschland einen Namen und will den Versuch machen, das Augenmerk der Kardinäle auf irgendeine Persönlichkeit zu lenken, die als Papst bereit sein würde, sich mit Piemont in geeigneter Weise zu verständigen. Damit hat er natürlich bei den hohen Herren einstweilen keinen Anklang gefunden. Die römisch-italienische Aktionspartei will von solcher Transaktion auch nichts wissen, die verlangt Einmarsch der Piemontesen in Rom und Wahl eines Papstes, der auf alle weltliche Macht verzichtet.

2. April 1864.

Gestern war wieder blauer Himmel. Baronin Stieglitz, Cavriani, ich und Graf Heinrich Pappenheim (sehr nett, hat bis zum vorigen Jahre das in Schleswig stationierte Husarenregiment Liechtenstein kommandiert und jetzt Abschied genommen) fuhren auf den Monte Mario, von wo aus man ganz Rom und Umgegend über sieht. Herrliche Sonne. Mandel- und Pfirsich-

bäume in dicker Blüte. Auf den Spizien der Berge lange, weiße Schneestreifen, die sich während der kalten Ostertage dort etabliert hatten. Wenn das Wetter schön bleibt, soll morgen die Erleuchtung der Peterskirche, übermorgen Girandola sein. Und da der Papst sich wohl fühlt, hat Antonelli mir gestern durch Willisen sagen lassen, in den nächsten Tagen werde wohl meine Vorstellung erfolgen.

Vorgestern haben wir sechs Ateliers von Malern und Bildhauern besucht, darunter auch das eines Hamburgers, Heilbuth, der eigentlich in Paris etabliert und nur hierher gekommen ist, um lokal-römische Studien zu machen. Auf seinen Bildern paradieren die Kardinäle, ihre großen Wagen und alten Diener (die zu allen Spitzbübereien fähig sein sollen). Alles sehr naturgetreu. Bei Lindemann (aus Karlsruhe) und Hottenroth (aus Sachsen) sahen wir prächtige Gemälde aus der Campagna, Capri, Neapel. Lehmann (Hamburger) und Pollack (Wiener) malen hiesige Straßenschönheiten aus dem Volk, besonders die augenblicklich bekannteste, Paskutscha, ein wilder, interessanter Kopf aus dem Gebirge. Fast alle Maler beschäftigen sich mit ihr. Rogges (Amerikaner) modelliert Generäle aus dem jetzigen amerikanischen Krieg. Straszynski, fanatischer Pole, der trotzdem schlechter Katholik ist, arbeitet an sehr frivolen, aber amüsanten Bildern: die Dubarry, auf dem Bett sitzend, zwei Kardinäle (ein La Roche-Almont) in roten Talaren, von beiden Seiten beschäftigt, ihr die Morgenschuhe anzuziehen; Louis XV. daneben in einem Fauteuil, mit Lorgnon, sich amüsiert, wie die hohe Kirche sich vor der Gräfin demütigt.

Unter den vielen Partien, die ich mit der Baronin Stieglitz, Cavriani und Steinhausen unternehme, war die nach dem klassischen Ostia besonders interessant. Bei unvergleichlich schönem Wetter fuhren wir früh von dannen. Zwischen den Ohren der Pferde schwankten hohe Büsche von bunten Fasanen- und Pfauenfedern, ein Schmuck, der jedem Vorübergehenden sofort andeutete, daß wir über Land fuhren.

Ges
mit
Mu
gläu
tun
geraf
2
maue
ästige
selbst
E
majest
Dann
hohe
Wald
blauen
Di
leit g
das e
haften
heiligen

Es
Baroni
und am
Kräfte
Wil
diegene
habe, sp
gern un
Odo R
solcher i
Günslin

Das heutige Ostia ist ein ärmlicher Flecken, durch die heimtückische Malaria fast unbewohnbar. Wie Schatten schleichen die wenigen Bewohner umher. „Ne leur parlez pas d'y rien faire,“ sagt Michelet, „ils sont habitués à la fièvre; ils l'ont depuis leur naissance; leur pères l'ont eue. La fièvre engendre la fièvre!“

Das war nicht immer so. Die Stadt soll unter den römischen Königen vor fast 2500 Jahren erbaut sein. In ihrem Hafen, durch welchen Rom das Meer beherrschte, ankerten einst zahllose Schiffe, um die Produkte des Südens, die Schäze des Orients abzuladen, welche Rom verschlang. Noch bis zum fünften Jahrhundert zählte der Ort 80 000 Einwohner. Bei Ostia siegte 849 Papst Leo IV. über die Sarazenen, was Raffael in den Stanzen verewigte.

Eine Abteilung Sträflinge — für Ausgrabungen in den Ruinen verwandt — begegnete uns. Sie sitzen im stolzen, die Gegend beherrschenden Castel, wo schon Cesare Borgia Gefangener des Papstes Julius II. war. Ostia ist ein kleines Pompeji. Noch ragen die Marmorträümmer des Jupitertempels, der Gräberstraße, des Theaters. Sehr scherhaft ist ein Ölmagazin, in dem etwa dreißig weitbäuchige Behälter von rotem Ton mit Maßzeichen so unschuldig dastehen, als werde der Krämerbursche gleich erscheinen, um uns für ein paar Groschen Olivenöl auszuschöpfen. Auch die Palästra ist noch erhalten, wo die ostiensischen Böblinge Vater Jahns nach dem Baden turnten. Nahe dem Forum liegt ein geheimnisvoller Tempel — einst dem altpersischen Mithrasdienst geweiht — darin sieht man den Marmoraltar und die Öffnung für das Orakel. Zu ersterem führt ein — früher verdeckter, jetzt aber sichtbarer — Gang, der das Orakel vielleicht mit dem am Altar stehenden Priester in Kommunikation erhielt.

In Ostia ward der heilige Augustin nach einem wüsten Leben von seiner Mutter Monika zur Frömmigkeit bekehrt. In seinen Konfessionen schildert der Kirchenvater, wie beide in

Gesprächen über die Unsterblichkeit abends am Fenster saßen — mit dem Blick auf das unendliche Meer. Hier sagte die Mutter, sie fühle ihr Ende nahen; nachdem ihr Sohn ein gläubiger Christ geworden, bliebe ihr im Leben nichts mehr zu tun übrig. Einige Tage später wurde sie vom Fieber hinweggerafft. Das Fenster wird noch heute gezeigt.

Angesichts der rauschenden Pinien und ehrwürdigen Schloßmauern von Fusano nahmen wir nun im Schatten eines breitästigen Maulbeerbaumes ein Frühstück ein, um das uns selbst die klassischen Gourmets beneidet haben würden.

Ein köstlicher Weg führt zum Meer, zuerst durch eine Allee majestätischer Pinien, zu deren Füßen zahllose Liliazeen blühten. Dann tritt man in einen Hain von Steineichen, zwischen denen hohe Blütenbüschle von Erica leuchteten. Eine Düne trennt Wald und Meer. Von ihrer Spitze sahen wir die dunkelblauen Wellen im glänzenden Sonnenschein heranrollen.

Die stolzen Marmortempel Ostias — einst für die Ewigkeit gebaut — sind längst zertrümmert, aber das Meer — das ewig wechselnde — ist dasselbe geblieben seit den sagenhaften Zeiten der Gründung der Stadt und den Tagen des heiligen Augustinus.

Rom, 4. April 1864.

Es wird dich interessieren, mein guter Bruder, von der Baronin Stieglitz zu hören. Sie gibt viele kleine Diners und amüsante Soireen, für die sie nichts spart, um künstlerische Kräfte wie Levassor oder Sängerinnen ihren Gästen vorzuführen.

Willisens sind sehr gut für mich; sie eine freundliche, gediegene Frau, er sehr gebildet. Wenn ich nicht Einladungen habe, speise ich stets bei ihnen. Auch die Österreicher treffe ich gern und häufig, meist bei Széchényi. Besonders gefällt mir Odo Russell, Neffe vom Grafen Russell, Italianissimus, als solcher in Neapel sehr tätig gewesen, sehr gescheut, großer Günstling unserer Kronprinzess. Letztere sowie Königin Augusta

hatten mir viele Grüße an den Papst aufgetragen, die ich aber noch nicht ausrichten konnte, weil der alte Herr leidend war. In den nächsten Tagen werde ich aber Seiner Heiligkeit vorgestellt. Kürzlich bekam ich nun von Stockmar Telegramm, ich solle mich im Namen der Kronprinzess nach Befinden des Papstes erkundigen. Habe dann vorgestern der Prinzess langen Bericht erstattet. Sie liebt den Papst sehr, dessen menschliche Eigenschaften sie zu schähen weiß. Sie ist wirklich eine ganz reizende Frau. Bei meiner Abschiedsunterhaltung mit ihr über „Otto“ (Bismarck), kam sie in eine prachtvolle Aufregung, als sie seine Politik analysierte. Dann sprach sie den Wunsch aus, daß ich einmal schreiben möchte, daher mein neulicher Bericht.

Gestern abend war Beleuchtung der Peterskirche. Ich glaubte, es würde Spielerei sein, habe überhaupt Horror vor banalen offiziellen Illuminationen, diese aber ist überraschend. Zuerst entzünden sich Lampen an der Kuppel, an der Fassade der Kirche und beiden Seitencolumnaden, den Linien der Architektur folgend. Um 8 Uhr plötzlich sezen zirka 300 bis 400 Gehilfen gegen 1000 Pechflammen zwischen diesen Lampen in Brand. Der Unterschied der Helligkeit ist dann so groß, daß der Glanz der bis dahin brillanten kleinen Lampen, ja sogar der Sterne am Himmel erleicht. Zu dieser Feuerpracht kommt nun noch die Schönheit des ganzen Platzes, auf dem alle Dimensionen sich auflösen. An den Statuen Peters und Pauls, die vor der Kirche stehn, schweift der Blick gewöhnlich achtlos vorüber; sie verschwinden. Und doch sind sie kolossal. Ebenso ist es in der Kirche: unter der Hauptkuppel überragt den Hochaltar ein von vier Säulen getragener Baldachin. Seine Höhe ist den übrigen Verhältnissen entsprechend, dabei ist er so hoch wie das Schloß in Berlin.

Diesen riesigen Platz, der mit den Raumverhältnissen geradezu spielt, denn er ist nie angefüllt und nie leer — dieses enorme Zentrum Roms mit seinem Petersdom und den

genialen Colonnaden muß man an solchen Albenden gesehen haben, um sich eine Vorstellung von dem grandiosen Bild zu machen. Hunderte von Equipagen hielten dort, Tausende von Menschen standen, bewegten sich — und doch kein Gedränge!

Rauschende Musik eröffnete die Festlichkeit mit der Oberon-Ouverture. Die Beleuchtung währte bis Mitternacht. Bei der Rückfahrt auf unseren hochgelegenen Palazzo war es ein imposantes Schauspiel, noch in der Ferne, am schwarzen Horizont, die glänzend erleuchtete Kuppel zu erblicken, die mit ihrem Brillantkreuz auf der Spize mächtig in den dunkeln Himmel emporragte.

Das war gestern. In diesem Augenblick, abends 10 Uhr, sehe ich von meinem Schreibtisch das große Feuerwerk, welches auf dem Monte Pincio — gleichfalls nachträglich — abgebrannt wird. Damit ist für den Hauptschwarm der Fremden die römische Saison vorüber; was jetzt nicht schon in die Heimat zurückkehrt, eilt nach Neapel oder Florenz.

Meine Erkältung hat sich gebessert, obwohl die in Kirchen und engen Straßen herrschende Kellerluft nicht günstig einwirkt. Auch die steinernen Fußböden in den Palazzi sind sehr kalt; da kann man sich denn in dünnen Lackstiefeln während eines Dinners erkälten, wie solches mir unlängst bei Bach passiert ist.

5. April 1864.

Der Kommissionär der Gesandtschaft, der mir die Briefe bringt, sieht jedesmal, wenn er mir ein Schreiben von Dir, geliebte Mutter, gibt, hinzu: „Da ist der Brief, den Sie erwarten,“ woraus Du sehen magst, daß dieser brave Giovanni schon meine Ungeduld kennt, mit der ich nach Briefen von Dir ausschau.

Soeben komme ich aus dem Quirinalgarten, dem Herrlichsten, was man sehen kann. Jeder seiner schattigen Laubengänge mit den Durchblicken auf Rom ist ein Bild für sich. Die fast 30 Fuß hohen Buchbaumhecken, untermischt mit Lorbeer und

Myrten, verbreiten köstlichen Duft. Das ist nicht Versailles, nicht Sanssouci noch Peterhof, sondern ein Phantasiestück, eine Theaterdekoration und in der Wirklichkeit noch unvergleichlich schöner! Was solchem Park einen so besonderen Reiz verleiht, ist, daß sein Grün dauernd so glänzend ist wie bei uns die Wälder unmittelbar nach einem erquickenden Regen: Lorbeer, Myrte, Orange, Zitrone — alle haben Blätter, die blank poliert erscheinen. Dazwischen steigen prachtvolle Palmen empor, zu ihren Füßen leuchten die dunkelroten Blüten der Rhododendren, dann wieder ragt eine herrliche Zeder, eine elegante Zypresse, und über dem Ganzen schwimmt im tiefen Himmelsblau die goldige Sonne, die mit den plätschernden Kasernen und Springbrunnen durch das Grün der Laubkuppeln in graziösester Weise kokettiert. An jenem Teil des Gartens, der sich der Stadt zuwendet, ist das Belvedere, von wo aus man Rom zu Füßen hat.

Über alles empor aber ragt Sankt Peter!

Rom, 8. April 1864.

Es ist doch ein furchtbarer Gedanke, daß im Jahre des Heils 1864 Zeilen wie diese von Rom nach Deutschland acht bis neun Tage unterwegs sind. Die Post macht sich gar nichts daraus, einen Brief mehrere Tage lagern zu lassen, wenn ihr die Dampfschiffe nicht passen. Mit den piemontesischen Postbehörden stehen die papalen auf gespanntem Fuß. Wird z. B. ein Schreiben nach Rom nicht richtig frankiert und der Fehler in Piemont bemerkt, so geht es von dort nach dem Absendungsort zur Einziehung des fehlenden Portos zurück und nicht nach Rom, weil die Piemontesen den Römern nicht zutrauen, daß sie das Fehlende vom Adressaten einziehn und ihnen ihren Anteil erstatten.

Gregorovius hat mir zur Orientierung ein recht hübsches Buch gegeben: Rome chrétienne ou tableau historique des souvenirs et des monuments chrétiens de Rome, von einem

eifrigen Katholiken, Eugène de la Gournerie, der besonderen Wert auf die alten Apostelsagen und Legenden legt und alle die Plätze und Kirchen angibt, die durch Zeichen der Erinnerung an Petrus und Paulus Bedeutung haben. So ist wenige Minuten von unserem Palazzo die Kirche S. Pietro in Carcere, das frühere Mamertinische Gefängnis, hart am Forum, aus alten Römerzeiten stammend. Man geht durch die Kirche, steigt in ein Felsengefängnis und dann tiefer hinunter in ein kaltes, feuchtes Steingemach, wo diejenigen ihr Leben endeten, die, wie Jugurtha, zum Hungertode verurteilt waren. Hier lag auch Petrus gefangen. Der Tisch, an dem er das Abendmahl austeilte, bildet jetzt den Hauptaltar im Lateran; nur der Papst oder ein durch spezielles päpstliches Breve ermächtigter Kardinal dürfen dort die Messe zelebrieren.

Die Ketten Petri befinden sich in der schönen Basilika S. Pietro in Vincoli. Man sieht sie aber nur mit besonderer päpstlicher Erlaubnis. Am 1. August jedoch, am Tage Petri Kettenfeier, werden sie öffentlich gezeigt. Das merkwürdigste in dieser Kirche — was mit Petrus freilich nichts zu tun hat — ist das Grabmal Julius II. von Michelangelo, eigentlich mehr ein Ehrendenkmal für diesen Papst, da er nicht hier, sondern in seiner Peterskirche beigesetzt ist. Ursprünglich sollte es freilich sein Grabmal werden. Der damalige Plan, Michelangelos wie des prachtliebenden, kühnen Papstes würdig, konnte aber nicht ausgeführt werden: er war zu gewaltig. Das Monument sollte 18 Fuß Höhe erreichen und 30 Statuen enthalten; die Gestalten des Himmels und der Erde sollten den Sarkophag tragen. Darüber starb Julius II. im Jahre 1513, und Michelangelo musste sich darauf beschränken, außer einigen Figuren die Hauptgestalt, den Moses auszuführen, das „höchste Meisterwerk der Plastik seit den Hellenen“, die passende Allegorie jenes Papstes, welcher gesetzgebender Priester und Krieger zugleich war. Nach Gregorovius ist zu dieser Darstellung grade der Augenblick gewählt, wo Moses, im Zorn über die Anbetung

des goldenen Kalbes, sich erheben will. Alle seine Muskeln sind zusammengezogen, die ganze Figur ist wie zu einer gewaltfamen, plötzlichen Bewegung vorbereitet und man sieht und hört die majestätischen Worte des Zorns und Unwillens, die im nächsten Moment über seine Lippen kommen werden.

Rom, 11. April 1864.

Auf eine Mitteilung von Antonelli setzten Willisen und ich uns heute 12 Uhr in Bewegung und fuhren zum Vatikan, in den Palazzo Nuovo. Die Gemächer, welche man passieren muß, um zu Seiner Heiligkeit zu gelangen, machen den Eindruck, als ob sie zu einem gewaltigen Kriegsfürsten führten. Zuerst betritt man die Sala Clementina, wo die Schweizerwache steht: Hellebardiere im rot-gelb-blau gestreiften Wams und gleichfarbigen Pluderhosen, auf dem Kopf den blanken Helm. Auch die steife, weiße Halskrause haben sie noch beibehalten. Dann gelangt man in einen Salon, in dessen Mitte ein Doppelposten von päpstlichen Gendarmen in hohen Reitertiefeln und finsternen Bärenmützen aufgestellt ist. Im folgenden Raum paradiert abermals eine militärische Wache. Hierauf betritt man einen Saal voll Lakaien in farbenroten Jacken, gleichen Culottes und Strümpfen. Nun der Saal der Nobelgarde, wo sich außer verschiedenen Nobelpardisten auch Camerieri di Spada e Cappa, altspanisch gekleidet, befinden. Dann das letzte Zimmer, wo der Oberzeremonienmeister (Maestro di Camera) Bartolomeo Pacca sowie der Geheimkämmerer Talbot de Malahide (irländischer Herkunft) uns sehr liebenswürdig begrüßten. Die genannten Herren tragen zum Unterschied von den Camerieri di Spada e Cappa in ihrer Eigenschaft als geistliche Kämmerlinge violettblaues Ornat. Beide haben sehr elegante Manieren; Pacca hatte 1853 die Rheinreise gemacht, Talbot ließ sich mir vorstellen, weil er gehört, daß ich von der Kronprinzess Grüße für den Papst hatte.

Willisen wurde nun zuerst allein zum Papst geführt.
28

Inzwischen füllte sich das Audienzzimmer, da außer den Kammerherren auch Gardisten und Geistliche sich dort befanden, zu denen nun noch eine Deputation der Kommission kam, welche sich mit der Einfassung des Peterspfennigs in Rom befaßt und allmonatlich einmal, den alten Fürsten Chigi an der Spitze, zum Papst kommt, um das inzwischen Eingegangene abzuliefern.

Auf einem silbernen Präsentierbrett lag ein ganzer Haufen von kleinen Kreuzen und Ringen. Ich hielt das alles für fromme, zum Peterspfennig beigebrachte Gaben. Das war aber ein Irrtum; der Papst sollte alle die Sachen segnen. Es gibt hier auf der Piazza Navone einen kleinen Laden, der eigens zum Verkauf solcher geweihten Gegenstände eingerichtet ist.

Nach einer Viertelstunde wurde auch ich zum Papst befohlen. Er stand in weißem, eng anliegendem Gewand an seinem Arbeitstisch gelehnt. Außer diesem waren nicht viel andere Möbel, ich glaube nur einige Stühle, in dem kleinen Zimmer. Die letzte Krankheit schien ihn wenig angegriffen zu haben; er sah sehr wohl und rosig aus. Trotz der 72 Jahre scheint er noch alle Zähne zu besitzen. Sein blaues Auge ist klar; die Italiener behaupten im geheimen, daß er den so genannten Malocchio (bösen Blick) habe, eine Fabel, die man außerhalb Italiens auch im östlichen Europa, u. a. in Russland und Polen kennt. Malocchio ist nun aber nicht etwa ein scharfer, stechender Blick, es liegt vielmehr in dem Auge des damit Behafteten etwas Sanftes, Einschmeichelndes; und das freilich habe ich bei dem Auge des guten Pio Nono auch entdeckt. Ich richtete ihm die Grüße und den Dank aus, den die Königin wie die Kronprinzessin mir für die freundliche Aufnahme des Kronprinzlichen Paars aufgetragen hatten. Dann sprach er herzlich über die Kronprinzessin, hierauf über Rom und schließlich gab er durch eine Verneigung das Zeichen, daß die Audienz beendet.

So empfängt dieser alte Herr jeden Tag von 10 Uhr an bis abends. Er steht gegen 7 Uhr auf. Um 2 Uhr speist er. Er sitzt dann ganz allein am gedeckten Tisch; zwei Kämmerlinge lassen ihm Gesellschaft, dürfen sich aber nicht am Tisch niederlassen. Das hat mir alles Herr Pacca erzählt, während ich im Vorzimmer mit der Peterspfennig-Deputation wartete. Auch dieses Vorzimmer zeichnet sich durch große Einfachheit des Meublements aus. Es befand sich dort eigentlich nur ein großer, viereckiger Marmortisch, auf dem eine bronzenen Pendule und hinter dieser ein hohes in Elfenbein geschnitztes Kruzifix stand. Außerdem bemerkte ich etwa sechs bis acht einfache Stühle und einen zweiten kleinen Tisch, an dem ein Geistlicher schrieb. Dagegen waren in den Vorgemächern hohe Gobelins mit prachtvollen Zeichnungen in schönen Farben. Öfen oder Kamine gibt es in den Zimmern ebensowenig wie in den Vatikan-gemächern Antonellis, so daß Papst und Staatssekretär sich den ganzen Winter hindurch auf die Sonnenwärme verlassen müssen. Was nun Pio IX. unter seinem weißen Talar trägt, weiß ich nicht; von Antonelli aber habe ich das Toilettengeheimnis erfahren, daß er bis Ende Mai Flanelljacken bevorzugt, die er nur bis zum August ausläßt. So machen es fast alle Italiener, hoch und niedrig, und so werde ich mich wohl den Sitten des Landes fügen müssen und im warmen Rom das tun, was ich im kalten Petersburg unterlassen konnte.

16. April 1864.

In unserem Palazzo habe ich ein anderes Quartier bezogen, welches für das Frühjahr behaglicher als das bisherige ist. Ich sehe jetzt nicht mehr auf die Stadt Rom, sondern auf die Kaiserpaläste des Palatin; dahinter breitet sich weit die Campagna aus, während links in blauer Ferne die weißen Häuser von Gondolfo glänzen, am Gebirge, dort „wo die Linie vom Albanerberge bis ins Meer hinunter“ sich zieht, für die Felix Mendelssohn sich begeisterte.

Seit 8 Tagen haben wir hier herrlich warmes Wetter; vorher war es mitunter recht unangenehm. Ebenso ist es in Neapel gewesen. Bekannte von mir, die dort vor 10 Tagen waren, sahen Pompeji unter weißer Winterdecke, und Mendelssohns fanden auf dem hochgelegenen Camaldoli, dem schönsten Punkte bei Neapel, große Schneemänner; beim Hinuntergehen wurden sie von solchem Schneetreiben überrascht, daß sie in fast fußhohem Schnee gegangen sind.

Rom wird jetzt immer leerer. Die Via Condotti, die noch vor 14 Tagen gefüllt war mit Engländern und Amerikanern zu Fuß und zu Wagen, ist jetzt schon fast eine stille Straße. Geblieben sind nur die wunderbaren Blumentische und Blumenläden, die dort alle Reize der südlichen Flora entfalten und jeden Monat neue Augenweide bieten. Jetzt sind es die breiten, großen Bouquets von Rosen und Rosenknospen, vor 4 Wochen waren es die Kamelien, gewöhnlich eine Garnitur rote, dann eine schneeweisse, in der Mitte violette Veilchen; und das alles so üppig, so massenhaft, so aus dem Vollen genommen.

Rom, 20. April 1864.

Schon verschiedentlich bin ich nach dem Grabe des hanseatischen Ministerresidenten Pauli gefragt und suchte es heute mit Dr. Steinhäusen auf. Es war laue, schwüle Luft, Scirocco, den ich als Neuling noch höchst angenehm finde, während er Italiener und Fremde, die schon längere Zeit hier sind, so nervös macht, daß sie sich nicht mehr rühren können. Wir gingen am Vestatempel vorüber, über den herrlichen Aventin. Eine beneidenswerte Besitzung hat dort oben der Malteserorden: ein kleines Kasino mit einem Garten auf hoher Mauer am Tiber, daneben der Kirchhof der Herren Ritter. Wir gingen weiter, an zahlreichen Klöstern und Stiften vorüber, stets mit unvergleichlichem Blick auf die Ewige Stadt — Niederräffungen von Mönchen und Nonnen sind bekanntlich ein Barometer für die Schönheit einer Gegend.

Endlich gelangten wir zum protestantischen Kirchhof. Der ganze Charakter der dortigen Gegend hat etwas Ödes, Verlassenes. Man ist außerhalb der Tore Roms. Auf der einen Seite der etwa 150 Fuß hohe, sehr breite sogenannte Monte Testaccio, aus Scherben zusammengetragen; auf ihm gedeiht natürlich kein Baum. Gegenüber liegt eine große Pulvermühle, umgeben von öden, häßlichen Sicherheitstürmen; dort stand eine vereinzelte französische Schildwache, die sich furchtbar langweilte und recht froh wurde, als wir uns mit ihr in ein Gespräch über die römische Garnison einließen, über die schönen Weine von Velletri, über die Römer, die Römerinnen, wobei der Mann die lustige Sprache des französischen Volkes entwickelte.

Aus der landschaftlichen Öde tritt einem desto blühender und anmutiger der protestantische Gottesacker entgegen, der mit seinen weißen, marmornen Grabsteinen, Kreuzen und Denkmälern, seinen Rosengängen, hohen, dunklen Zypressen malerisch sich am Abhang hinzieht. Auf der Spitze des Hügels ragen die efeuumrankten Ruinen der ehemaligen aurelianischen Stadtmauer — ein trefflicher Hintergrund für das stille Bild. Zur Linken des Kirchhofes starrt die graue, unschöne Pyramide des Septemvirn Cestius.

Auf den Grabsteinen selbst findet man meist englische Namen, weniger deutsche; auch einzelne Holländer, Schweden und Russen schlummern hier. Es findet hier eben alles Altkatholische seine Ruhestätte.

Den Grabstein des Dichters Shelley hat ihm sein Freund Byron sehen lassen. Shelley ertrank, wenn ich nicht irre, bei Spezia. Byron und seine Freunde eilten dorthin und hielten am Meeressufer eine mystische Totenfeier. Dann wurde die einfache Marmortafel auf den Gottesacker gelegt mit der Inschrift:

Percy Bysshe Shelley.

Cor cordium

natus IV. Aug. 1792, obiit VIII. Jul. 1822.

Nothing of him that doth fade,
But doth suffer an seachange
Into Something rich and strange!

Und nun von Shelley und Byron rasch zu dem ihnen geistesverwandten Ministerresidenten Pauli! Ich habe sein Grab sehr schnell gefunden: ein hübsches, einfaches Marmorkreuz, davor der marmorne Leichenstein, das Ganze umgeben mit einem Eisengitter. Alles sehr gut gehalten. Die Inschrift heißt ungefähr: Hier ruht in Frieden der edle, gute Mann A. W. Pauli, ehemaliger Min.-Resident der Hansastädte am Königl. Dänischen Hofe, geboren 29. Mai 1781, gestorben 20. April 1858.

Der Nachmittag brachte ein anderes, weltlicheres Bild: ein Eilzug von Civitavecchia führte das mexikanische Kaiserpaar nach Rom, wo es schon längst erwartet wurde. Im Palazzo Mariscotti, in der Gegend der Piazza Minerva, hatte der bekannte Gutierrez d'Estrada, der Hauptfaiseur des ganzen Unternehmens, das Absteigequartier eingerichtet. Dieser Mann, ein geborener Mexikaner, hat sich seit 1845 in den Kopf gesetzt, sein Vaterland müsse konstitutionelle Monarchie werden und dort ein Habsburgischer Erzherzog herrschen. An der Spitze der mexikanischen Deputation hat Gutierrez endlich im vorigen Jahr dem Erzherzog Max die Kaiserkrone in Miramare präsentiert. Man wöhlt hier: „il partira comme Archiduc, il reviendra comme Archidupe.“

Die österreichische Botschaft, sowie Mr. de Carolus, Ministre de Sa Majesté Belge und Graf Montebello, der sich auf seinen Visitenkarten sehr naiv: „Commandant la Division d'occupation à Rome“ nennt, waren schon vormittags auf die Nachricht, daß die „Novara“ in Sicht sei, nach Civitavecchia geeilt. Der Papst hatte seinen Maestro di Camera, Oberzeremonienmeister Pacca, dorthin entsandt. In Rom waren auf dem Bahnhof päpstliche und französische Truppen auf-

gestellt. Der Kaiser erschien in mexikanischer Generalsuniform. In seiner Begleitung ist ein Graf Bombelles, Capitaine des Gardes du Corps de Sa Majesté Impériale. Er erhielt schon von 1700 österreichischen Offizieren Bittschriften zum Eintritt in die mexikanische Fremdenlegion. Obersthofmeister ist Graf Zichy, den seine Gattin begleitet.

Gestern Vormittag waren die Herrschaften beim Papst. Abends fand im Palazzo Mariscotti Ricevimento statt für das Kardinalskollegium, das diplomatische Korps, die römischen Principes und Principessen und die ganze vornehme römische Gesellschaft. Die Geschichte dauerte von 9 bis 11 Uhr und war unbändig amüsant.

Am 17. September v. J. sah ich den kleinen Georg von Griechenland bei seiner feierlichen Absfahrt von Kopenhagen und etwa sieben Monate später, am 19. April 1864, habe ich nun den unternehmenden Maximilian mit der noch viel unternehmenderen Kaiserin Charlotte bewundern können, die in einer anderen Richtung ihr Heil versuchen wollen. Der Kaiser ist von schlanker, hübscher Figur, hat aber für seine 32 Jahre schlechte Zähne und wenig Haare, dagegen ziemlich starken blonden Backenbart; die Zähne zeigt er beim Sprechen etwas zu viel; sein Wesen ist echt österreichisch, ungebunden, gemütlisch; er spricht sehr laut, wie alle vornehmen Österreicher (die Wiener „Komtessen“ schreien bekanntlich, auch wenn sie sich über ganz nebensächliche Dinge unterhalten). Die Kaiserin hat alles, was der Gatte blond und blau hat, dunkel; ihre Figur gleichfalls sehr schön. Auf dem schwarzen Haar machte sich eine kleine, brillante Krone sehr hübsch; ihre Bewegungen sehr graziös. Der Kaiser war, wie alle Gäste, auch die Offiziere, im schwarzen Frack.

Als wir um 9 Uhr ankamen, hörten wir im Nebenzimmer (dem Speisesaal) eine recht lustige Gesellschaft: die Majestäten mit Allerhöchstihren Hoffstaaten und dem österreichischen Botschafter waren noch bei der Tafel. Wir traten in die sehr

hübsch dekorierten, brillant erleuchteten Gemächer; im ersten befand sich sogar ein rotsamtener Thron mit Baldachin.

Bald darauf erschien Gutierrez, und plötzlich — ohne alle Anmeldung und ohne Gefolge — befanden sich Kaiser und Kaiserin mitten unter den Gästen. Die Herren Kardinäle waren au grand complet, ebenso das corps sacré (oder richtiger sacré corps) der Diplomaten. Die Prinzipessen hatten ihre schönsten Perlen und Edelsteine angelegt, und in dem Artikel können sie hier etwas Ordentliches leisten. Nun fing die Vorstellerei an, denn das Kaiserpaar kannte unter den Hunderten höchstens ein Dutzend Menschen. Diese Vorstellung dauerte $1\frac{1}{2}$ Stunden. Jeder mußte sich an Gutierrez wenden; dieser präsentierte dann die Person dem Kaiser. In welcher Weise der brave Gutierrez die Namen und Titel aller dieser Größen, die ihm selbst und besonders seinem Ohr bis dahin fremd gewesen, seinem Kaiserlichen Herrn zugeraunt und zugesäuselt hat, will ich nicht untersuchen; Maximilian mag schöne Namen zu hören bekommen haben. Aber je heftiger der Kampf entbrannte, desto lauter, leutseliger und gemütlicher wurde Max, und gleichzeitig ließ die Kaiserin hinter seinem Rücken in fünf Sprachen mit voller Geläufigkeit (deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch) die Raketen und Leuchtkugeln ihres Geistes springen und spielte dabei recht anmutig mit ihren dunklen Augen. — Gegen 11 Uhr zogen die Majestäten sich zurück. Die Wagen rollten vor, Jäger und Lakaien stürmten mit Mänteln, Bisiten und Mantillen die Treppe hinauf; die Kardinäle wurden einer nach dem anderen mit den etatsmäßigen Fackeln zum Hause hinaus geleuchtet, dann verzog sich auch die übrige Gesellschaft — und das Ricevimento bei Leurs Majestés Mexicaines war beendet. Heute oder morgen dampfen sie mit der „Novara“ ab; in 4 Tagen sind sie in Gibraltar; dann 3 Tage nach Madeira. Die „Novara“ war früher Segelschiff, ist jetzt Schraubendampfer, kann aber nur für 6 Tage Kohlen bergen. Von Madeira also 6 Tage noch mit Dampf;

dann ist man im Strom, die Segel werden aufgesetzt, und Ende Mai hoffen sie in Mexiko einzuziehen.

Rom, 23. April 1864.

Man hört jetzt nachträglich, daß der Kaiser Maximilian doch im ganzen sehr ernst gewesen ist und die Schwere seiner neuen Aufgabe nicht verkennt. Eigentümlich mag sein Zusammentreffen mit Franz II. von Neapel gewesen sein. Dieser aus dem Geschäft ausgetreten, jener dies erst beginnend. Der eine mit einer Krone von Louis Napoleons Gnaden, der andere ohne Krone, weil Louis sie ihm nicht befestigen wollte. „Die beiden Herren haben sich“, wie die Stimmen ihrer Höfe behaupten, „gegenseitig sehr gefallen.“

Der Hauptzweck dieser römischen Reise ist natürlich der gewesen, sich vom Papst segnen zu lassen. Pio Nono hat ihnen denn auch am Mittwoch früh selbst das Sakrament gespendet, in der Sixtina. Nachher waren sie zur Collazione bei ihm im Vatikan.

Von der äußeren Ehrerbietung, die hier der Katholik dem Pontifex Maximus erweist, machen wir uns gar keinen Begriff.

Wenn der Papst spazierengeht, fallen die Passanten auf die Knie, Reiter (besonders päpstliche Militärpersonen) steigen von den Pferden, Damen und Herren sinken im Wagen auf die Knie. Das gilt zum Teil dem Oberhaupt der römischen Kirche. Zum Teil aber ist es auch der Ausdruck einer hohen persönlichen Zuneigung und Verehrung für Pio IX., der in allen Klassen der Bevölkerung neben zahlreichen Feinden die entschiedensten Verehrer hat, die seine Gutmütigkeit kennen und nicht vergessen haben, was der alte Herr schon alles mit seinen Römern durchgemacht hat.

Pio IX. stammt aus der gräflichen Familie Mastai-Ferretti, die freilich nicht in Rom, sondern in Sinigaglia ansässig ist. Aber der junge Graf Johann Maria — das sind seine eigentlichen Vornamen — ist schon früh nach Rom gekommen und

stand dort ursprünglich bei der Nobelgarde. Später war er in Amerika Geistlicher und wurde 1845 Papst. Er war damals 53 Jahre alt, ein verhältnismäßig jugendliches Alter für die Nachfolger Petri. Denn die meisten von ihnen erhielten die dreifache Krone zu einer Lebenszeit, wo der Mensch an der Schwelle des Greisenalters steht oder sie schon überschritten hat. Durchschnittlich haben daher die Päpste auch nur sieben Jahre regiert.

Im Hinblick auf die Vergänglichkeit, welche, wie allen menschlichen Verhältnissen, selbst der papalen Größe und Stellung des „Heiligen Vaters“ anhaftet, hat die katholische Kirche schon im frühen Mittelalter einen Gebrauch eingeführt, der sich lange Zeit hindurch bei der jedesmaligen Papstwahl wiederholte, jetzt aber abgestellt ist. Nach der Krönung nahte sich dem neuen Papst ein Priester, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern ein Rohr, auf dessen Spitze ein Büschel Werg befestigt war. Vor den Augen des gewählten entzündet der Priester mit der Kerze das Werg und spricht, während es in Flammen aufgeht, die Worte: „Sic transit gloria mundi!“ Und ein anderer fügt hinzu: „Sancte Pater, non habebis annos Petri!“ d. h.: „Du erreichst nicht die Regierungsjahre des Apostels Petrus!“ (Deren fünfundzwanzig gewesen sind.)

In dieser Weise ist nun Pio IX. freilich nicht an die Hinfälligkeit seiner Macht erinnert worden. Aber das Schicksal selbst hat ihn wiederholt gemahnt; so im Jahre 1848, wo er vor den aufgeregten Volksmassen, die schon den Quirinal bedrohten, verkleidet als Kaplan der Gräfin Spaar (Gemahlin des damaligen bayerischen Gesandten in Rom), von dem Ehepaar an die neapolitanische Grenze gebracht wurde.

Von Gaëta ist er dann am 12. April 1850 wieder nach Rom zurückgekehrt. Der 12. April ist für ihn fünf Jahre später kritisch geworden. An diesem Tage war Pio IX. mit seinem ganzen Hof in die Kirche S. Agnese fuori le mura ge-

zogen, um das Hochamt zu halten und später die Zöglinge der Propaganda zum Handkusse zuzulassen.

Man begab sich zur Tafel. Nachher stieg alles ins erste Stockwerk des Nebengebäudes, wo die Propagandisten aufgestellt waren. Schon ist der Papst und der größte Teil des Gefolges eingetreten — da fängt plötzlich der Fußboden an, nachzugeben, er wankt, weicht, und endlich versinkt die ganze Gesellschaft in ziemlich langsamem, daher ungefährlichem Tempo in das Gemach zu ebener Erde.

Zur Erinnerung ist in jenem unteren Raum die ganze Szene auf einem großen Freskobild dargestellt, das höchst amüsant ist. Der Papst steht in der Mitte, um ihn herum stehen, liegen, knien, bücken sich in den mannigfältigsten Stellungen Antonelli, der Groß-Almosenier Prinz Hohenlohe, der Kardinal Graf Reisach, verschiedene andere Kardinäle und Monsignori, ein französischer, ein österreichischer General, kurz das ganze päpstliche Gefolge. Niemand war zu Schaden gekommen.

Die Kirche selbst ist eine der ältesten Roms. In ihr werden jährlich am 21. Januar, am Agnesentage, zwei Lämmer vor dem Hochaltar vom Papst gesegnet, dann geschlachtet und von ihrer Wolle in einem hiesigen Nonnenkloster die Pallien gewebt, welche Seine Heiligkeit den Patriarchen und Erzbischöfen verleiht.

Seit der geschilderten Katastrophe wird in dieser Kirche aber auch der 12. April alljährlich glänzend gefeiert; und in diesem Jahr, wo der Papst sich eben erst von seiner letzten Krankheit erholt hatte, waren die Papalini, seine Anhänger, emsig darauf bedacht, der Aktionspartei und den Italianissimi durch eine Erleuchtung Roms zu zeigen, daß Pio IX. noch entschiedene Anhänger habe. Die Illumination fiel denn auch äußerst glänzend aus. Daß an jenem Abend zwei Bomben geworfen wurden, von denen eine mehrere Personen verwundete, hat der Aktionspartei sehr geschadet. Der Papst wurde mit

lauten *Evvivas* empfangen, ebenso vor 8 Tagen, als er in S. Maria Maggiore einen neuen, prachtvollen Altar einweigte.

Rom, 27. April 1864.

Seit drei Wochen tut der Himmel alles, um Rom für den unfreundlichen Monat März zu entschädigen: Wiesen und Felder, Büsche und Bäume stehen in üppigster Frühjahrspracht. Die Nachtigallen schmettern immer lauter ihre Lieder und wissen nicht melodisch genug ihre freudige Stimmung auszudrücken. Immer blauer und klarer wölbt sich der Himmel; dabei wird die Luft weich und durchsichtig, und während bei uns — jenseits der Alpen — die Frühjahrsluft meistens ermüdend wirkt, hat sie hier etwas Aufregendes und belebt durch ihre balsamischen Düfte alle Sinne.

Häufig wird zur reizenden Villa Madama gefahren. Der Erbauer dieses romantischen Lustschlosses ist Giulio Romano, der es für den Kardinal Julius von Medici, den späteren Papst Clemens VII., aufführte und das Innere gemeinschaftlich mit Johann von Udine ausschmückte. Als Paul III., der stolze Farnese und Erbfeind der Mediceer, 1534 zum Papst gewählt ward, zog er ihre Güter ein. Die Villa kam an das Kapitel S. Eustachius. Von diesem erstand sie käuflich Margareta von Österreich, die natürliche Tochter Karls V., deren Hand der Papst für den jungen Ottavio Farnese, Herzog von Parma, gewonnen hatte. Durch Margareta erhielt die Villa den Namen „Villa Madama“. Im vorigen Jahrhundert, nach dem Aussterben der Farnesen, fiel sie nebst der Farnesina, dem Palazzo Farnese und den Farnesischen Gärten an das neapolitanische Königshaus.

Die Villa liegt auf dem rechten Tiberufer, am Abhange waldiger Höhen. Die mächtigste Erhebung ist der Monte Mario. An dessen Fuß hielt unser Wagen vor einem verfallenen Parktor. Die Pfosten zeigen die Lilien der Farnese, Überbleibsel der früheren Herrlichkeit. Eine knarrende, verrostete

Eisentür öffnet sich, man steigt den Berg hinan auf einer jetzt fast unwegsamen Straße, auf der einst die glänzenden päpstlichen und herzoglichen Karosse zum Schloß hinaufrollten. Denn verödet und verfallen ist alles, was von den Farnesen den neapolitanischen Bourbonen in Rom überkommen ist — ein Glück, daß Louis Napoleon die Farnessischen Gärten auf dem Palatin und ein Spanier die Farnesina ankaufte; so können sie vielleicht vor dem Untergange gerettet werden.

Endlich steht man vor der Villa und ist plötzlich ins sechzehnte Jahrhundert versetzt, in den eigentümlichen Charakter der vornehmen Gartenbauten jener Zeit. Man tritt in die hohe Arkadenhalle, deren schwungvolle Architektur den genialen Giulio Romano verrät. An den gewölbten Plafond hat er die reizendsten mythologischen Gestalten hingezaubert. Um die Medaillons wand sein Mitarbeiter Giovanni da Udine sinnvolle Arabesken in Stuck. An den Türen sind die kostbaren Steineinfassungen noch erhalten. Die breiten Fensteröffnungen zeigen steinerne Kreuze; prächtiger Marmor umrahmt die großen Kamine.

Was mag alles vor ihrem lodernden Feuer vertraulich verhandelt sein! Welche Pläne mögen dort die ehemaligen Besitzer des Schlosses entworfen haben, um den Glanz und die Macht ihrer Familien zu mehren — jene Mediceer und Farnesen, die, sobald es galt, ehrgeizige Pläne ins Werk zu setzen, um die Wahl der Mittel nicht verlegen waren und — wenn es nötig schien — rasch zu Gift und Dolch griffen. Man sagt, in diesen Räumen seien später auch die ersten Entwürfe zur Bartholomäusnacht durchgesprochen und von dort in den Louvre gelangt. Worauf diese Nachricht beruht, konnte ich noch nicht feststellen.

Statt der früheren stolzen Herren bewohnt jetzt ein bleicher, kränklicher Hofhüter die fürstlichen Hallen, in denen sich ein Heer von Enten, Gänsen und Hühnern tummelt. Bei unserem Nahen suchten sie schnatternd und gackernd das Weite, überall

die Spuren ihrer irdischen Existenz zurücklassend. Außer den Plafondgemälden ist fast alles ruiniert; Schwamm und Feuchtigkeit herrschen; mit Wehmut sieht man, wie auch die lieblichen Guirlanden und Almoretten dem sichern Untergang entgegen-eilen. Das haben die neapolitanischen Bourbonen, wie so manches andere, auf ihrem Gewissen; diesen Verfall der Kunstwerke haben sie ebenso zu verantworten, wie die jetzigen Zustände im ehemaligen Königreich.

Tritt man aus der Halle auf den weiten Hofraum, möchte man eine Peitsche nehmen, um die Kinder und Gäule zu verjagen, die sich auf dem Rasen herumtreiben. Die reizenden Grotten in der Mauer sind ihre Lagerstätten. In einer Mittelnische hat Johann von Uldine einen weißen Elefantenkopf angebracht. Der Rüssel speit Wasser in einen prächtigen Marmorsarkophag — heute die Tränke der Küh. Am Ausgang des Hofraums stehen zwei kolossale Statuen, einst majestätische Torwächter, jetzt nur noch unförmliche Torsos.

Und doch zieht es uns stets von neuem zurück an diesen Ort des Moders und Verfalls, über den nicht nur die Natur, sondern auch die Kunst Giulio Romanos ihren lachenden blauen Himmel spannt.

Sonnabend, 30. April.

Nächsten Mittwoch, 4. Mai, tritt Willisen einen vierwöchentlichen Urlaub an, den er mit Frau und Tochter in Florenz zubringen will. Ich herrsche dann allein im Palazzo Caffarelli.

Vorgestern Fahrt nach Tivoli. Sehr amüsant. Früh 8 Uhr brachen wir auf. Die Pferde wieder Fasanenfedern zwischen den Ohren, der dicke Rutscher Duca auf dem Bock, vor ihm ein großer Korb mit Lebensmitteln, neben ihm der unvergleichliche Lohndiener Ioris, ein wohlkonservierter Sechziger mit großem, weißem Bart und glänzend blauen Augen, aus Laibach gebürtig, schon über 30 Jahre in Rom, durch und durch ein Original, voller Talente und Kenntnisse; in und um Rom

gibt es kein Gemälde, keine Kirche, nichts, über welches Ioris nicht die genaueste Rechenschaft zu geben wußte. Als der Prinz von Wales zum ersten Mal hier war, führte Ioris ihn; als er dann wieder (im Winter 1862/63) nach Rom kam, war seine erste Frage nach Ioris, der aber schon bei der Stieglitz engagiert war; der Prinz war sehr unglücklich; Ioris mußte ihn wenigstens besuchen.

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt durch die duftende Campagna langten wir in Tivoli an. Hinter dem Wirtshause „La Sibilla“ erhebt sich der Vestatempel auf überhängenden Felsen, mit Aussicht auf die berühmten Wasserfälle und die im Talsessel befindlichen Neptun- und Sirenenengrotten.

Entzückend ist die Villa d'Este, diese Prachtanlage des sechzehnten Jahrhunderts, von Ariost „Regina delle Ville“ genannt. Der Kardinal Ippolito d'Este ließ sie 1549 durch Pirro Ligorio anlegen; jetzt ist sie im Besitz des Prinzen Gustav Hohenlohe-Schillingsfürst, Arcivescovo in partibus infidelium di Edessa, Elemosiniere Segreto di Sua Santità, der mitunter auch das Glück hat, den Papst bei sich zu bewirten. Einzelne Räume im Schloß sind als Schlaf-, Wohn-, Audienzzimmer für Seine Heiligkeit eingerichtet.

Obgleich die Villa selbst wie auch der Park im Lauf der Jahrhunderte viel vom ursprünglichen Glanz eingebüßt haben, sind doch die Spuren des Verfalls in den Gemächern wie an den Terrassen, Altanen und Wasserwerken nur so weit bemerkbar, um die Romantik des Ganzen zu heben. Bei jedem Schritte fühlt man das sechzehnte Jahrhundert mit seinem zauberisch-genialen Kunstsinn. Um solchen Duft der Vergangenheit zu genießen, darf nicht alles neu und poliert sein, es muß etwas von der Patina klassischer Münzen, dem Hautgout der Geschichte an sich tragen — so wie hier in der Villa d'Este. Des Jungen und Frischen bleibt doch noch genug: der Blick vom hohen Schloßhügel auf die sonnige, grüne Campagna, die sich am Fuß der Sabinerberge gleich einem Meer aus-

breitet, ist heute so schön wie vor 300 Jahren, und in den schattigen Laubgängen mit ihren wechselnden Durchblicken und Fernsichten duften Lorbeer, Orangen und Myrte so frisch und würzig wie damals. Die riesigen, vielhunderjährige Zypressen, deren ernste, schwarze Wipfel den Park beherrschen, gelten für die schönsten Italiens. —

Am Tag vor der Fahrt nach Tivoli war ich im Quirinal, um die Lokalitäten kennen zu lernen, in denen gewöhnlich die Papstwahl stattfindet. Denn die Frage eines Conclave tritt mehr und mehr in den Vordergrund der Kombinationen.

Erst neun Tage nach dem Tode eines Papstes dürfen die Kardinäle zur Neuwahl zusammentreten; das ist alte päpstliche Bestimmung. Der Verstorbene muß feierlich beigesetzt sein und den fernen, nicht in Rom befindlichen Kardinälen Zeit gelassen werden, dorthin zu eilen. Wegen dieser Reisen wird aber in den meisten Fällen die Frist von neun Tagen noch verlängert. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, wo von der Aktionspartei vielleicht am Tage nach dem Tode des Papstes irgendein Schlag versucht wird, könnte aber selbst die Frist von neun Tagen bedenklich werden. Und da hat mir denn Graf Gozze, der in manche geheime Räume des Vatikans dringt, kürzlich anvertraut, daß während der letzten Krankheit des Papstes von diesem eine Constitutio apostolica vorbereitet ist, wonach nötigenfalls das Conclave auch schon vor Ablauf der neun Tage (noch praesente cadavere) zusammenetreten darf, um gewissen Eventualitäten vorzubeugen. Die Vereinigung geschieht dann im Quirinal in einer großen Kapelle, die ihr Licht nur durch hochgelegene Fenster erhält, welche durch ihre Lage irgendwelche Kommunikation mit der Außenwelt unmöglich machen. Im Vorzimmer ist ein hohes breites Fenster, welches beinahe bis zum Fußboden reicht und auf den Quirinalplatz geht. Dieses Fenster wird beim Beginn des Conclaves zugemauert, ebenfalls, um

etwaigen Verkehr mit der Straße zu verhindern. Im Conclavezimmer sitzen die Kardinäle auf ihren Sesseln; über jedem derselben befindet sich ein Baldachin, der aber nicht entfaltet, sondern zusammengeschlagen ist. Sind die Kardinäle über die Wahl einig, so wird der Baldachin über dem Erwählten sofort entfaltet. Die Kardinäle rufen: „Habemus pontificem!“ und machen Seiner Heiligkeit ihre Verbeugung. Alsdann wird die im Fenster des Vorzimmers aufgeführte Mauer wieder eingeschlagen, der Papst zeigt sich dem Volk, und dieses ist zufrieden — „che il papa è fatto!“ Während der Sitzungen des Conclaves werden bekanntlich die Stimmzettel verbrannt; der Rauch schlüpft durch Ramine, welche von der Straße aus sichtbar sind; sowie diese aufhören zu rauchen, weiß das Volk, daß die Wahl geschehen ist.

Sämtliche Kardinäle müssen für die Dauer des Conclaves ihre Palazzi verlassen und nach dem Quirinal übersiedeln. Das Essen lassen sie sich aus ihren Palästen holen. Doch werden die Speisen, mit denen die alten, kniebeinigen Kardinalsdienner sich in dieser Zeit zweimal täglich den Quirinalberg hinaufarbeiten müssen, erst von einem eigens dazu ernannten Monsignore zerschnitten und untersucht, damit darin nicht etwa Briefe oder schriftliche Mitteilungen eingeschmuggelt werden. Auch unter sich dürfen die Herren während dieser Zeit nicht miteinander verkehren.

Die übrigen prachtvollen Gemächer im Quirinal bezieht mitunter der Papst. Zuletzt bewohnte sie Franz II. von Neapel. Jeder Saal enthält die kostbarsten Kunstwerke, meist Geschenke von Fürsten. Die Stühle im ganzen Palais sind — mit Ausnahme eines oder zweier Gemächer — nur von Holz, ohne Kissen; in Gegenwart des Papstes darf niemand auf Polstern sitzen; Seine Heiligkeit hat natürlich ein Kissen. Auch im Vatikan bei der Vorstellung sah ich nur solche Stühle. Auf jedem Tisch, den der Papst benutzt, steht ein hohes Kruzifix. Das Billardzimmer ist sehr gemütlich. Im Speisezimmer des

Papstes steht ein kleiner Tisch, an dem er stets, auch bei größten Galadiners, allein speist.

5. Mai 1864.

Um Mittag herum, einige Minuten vor und nach 12 Uhr, herrscht in Rom eine eigene Unruhe. Jetzt z. B. zieht lärmend die große französische Wache am Kapitol auf. Von meinen Fenstern aus sehe ich unter vielen anderen Kirchtürmen und Kuppeln auch einen hohen dicken Turm mit Stangen, Leitern und allerhand Gerätschaften. Das ist die Sternwarte von Sant' Ignazio und dem dazugehörigen Collegio Romano der Jesuitenschule. Kurz vor 12 Uhr erhebt sich an einer der Stangen, welche die Plattform jenes Turms überragen, eine schwarze, große Kugel. Ein stern sehender Jesuit steht dabei. Sowie es nach seiner Berechnung Mittag ist, läßt er die Kugel wieder herabgleiten. Das alles wird sorgfältig von der hohen, entfernt gelegenen Engelsburg beobachtet; dort steht schon wenige Minuten vor zwölf Uhr ein Kanonier mit brennender Lunte, sowie die schwarze Kugel fällt, schießt er eine große Kanone ab, deren Donner der Stadt Rom verkündet, daß es Mittag ist. Ein gut organisierter Römer — zu denen ich in dieser Hinsicht auch gehöre — reguliert dann seine Uhr. Was in Berlin die Akademieuhr ist, ist hier der Schuß von der Engelsburg. Wer sich auf den berufen kann, ist unwiderlegbar. Zugleich mit diesem Schuß fangen aber eine Unzahl von Campanilen an zu läuten, dazu schlagen die verschiedenen Turmuhrn, und zugleich höre ich das Trommeln der französischen Wache.

Einen hohen Genuß gewährten mir in diesen Tagen die Briefe von Felix Mendelssohn aus Rom. Das ließ sich hier mit ganz anderen Augen! Im ganzen ist auch er wenig erbaut von der Ostermusik im St. Peter, einzelne schöne Übergänge und Einsätze ausgenommen.

Rom, 12. Mai 1864.

Morgen, Freitag, empfängt Antonelli die Diplomaten von 10 bis 4 im Vatikan. Man muß 280 Stufen steigen, um

in seine Gemächer zu gelangen. Hernach werde ich viel zu tun haben für den Sonnabendkurier.

Die päpstliche Rede hat hier Aufsehen erregt. Das haben die Polen zuwege gebracht. Die aristokratische Partei der polnischen Emigranten sieht ein, daß es mit der bewaffneten Insurrektion nichts ist; nun soll die polnische Frage auf das religiöse Gebiet gespielt und dort betrieben werden. So lautet die Parole aus Paris. Es gilt vor allem, den Papst zu gewinnen und dessen Weichherzigkeit und Leichtgläubigkeit auszubeuten. Dieses Geschäft haben die polnischen Damen übernommen, die hier wie überall den Agentendienst sehr eifrig betreiben. Man hat nun — hinter dem Rücken Antonellis — dem Papste allerhand unwahre (und wahre) schauerliche Geschichten über Brutalität der Russen gegen Polen, gegen die katholische Kirche, zugetragen und den alten Herrn, der ohnedies jetzt sehr nervös ist, dermaßen aufgeregzt, daß er sich nach einem Anlaß gesehnt haben mag, seinem Unmut gegen Russland Lust zu machen.

Eine geeignete Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Am Sonntag, den 24. April, fand unter wundervoller Musik eine große Feier im Collegio di Propaganda statt, wo — wie alljährlich — die Reliquien des heiligen Fidelius von Sigmaringen verehrt wurden. Dort sollten auch zwei neue Heilige proklamiert werden. Ich hatte mich mit einigen Kollegen eingefunden, weil uns die Kanonisation interessierte. Nachdem diese vorgenommen, warf der Papst in einer Ansprache einen wehmütigen Blick auf die gegenwärtige traurige Lage der katholischen Kirche, ging dann auf Polen über und donnerte nun — ohne freilich den Namen Russland oder Polen auszusprechen — so heftig gegen den Zaren und rügte dessen Verfahren gegen den Erzbischof Felinski derart, daß sowohl die 14 Kardinäle als auch die Infantin von Portugal und Erzherzog Louis Viktor von Österreich, welche alle nebst sämtlichen Mitgliedern der Propaganda zugegen waren, in ängst-

liche Aufregung gerieten. Man merkte der Rede an, daß sie nicht vorbereitet war; für einen Papst ist es aber bedenklich, unvorbereitet zu sprechen, denn seine Worte werden in allen Weltteilen scharf gewogen und um so leichter missverstanden. Pio IX. wurde in seiner Ansprache immer bewegter, und mit der wachsenden inneren Erregung steigerte sich die Wärme seiner Ausdrucksweise zur höchsten Leidenschaftlichkeit.

Antonelli ist sehr ärgerlich über diesen Vorfall. Er versucht nun, nach allen Seiten das Feuer zu löschen, welches Seine Heiligkeit angelegt haben und macht Entschuldigungen, der Papst habe unvorbereitet gesprochen.

Pio Nono aber ist und bleibt wütend auf den Zaren. Als neulich eine Fürstin Eschwertinsky bei ihm Audienz gehabt und die Rede auf den Kaiser gekommen ist, hat der Papst ausgerufen: „Mais votre Empereur est un Néron“ — worauf sie sehr rasch und geistreich erwidert hat: „Plutôt un Titus.“

Noch eine andere russische Geschichte macht hier seit acht Tagen viel Aufsehen. Der frühere hiesige Gesandte Kisseleff hat sich vor einigen Monaten heimlich in der Schweiz mit Donna Francesca, Tochter des römischen Fürsten Ruspoli, trauen lassen. Damals entstand der schlechte Wiß: „Maintenant il y a donc une „Russe polie“ à la légation à Rome.“ Er ist griechisch, sie katholisch; das machte hier viel Aufsehen und so böses Blut, daß Kisseleff, der mit ihr nach Paris ging, bald die Unmöglichkeit erkannte, nach Rom zurückzukehren. Er gab also seinen hiesigen Posten auf. Aber damit war der Vatikan nicht zufrieden. Zunächst erforschte man, wo der Priester stecke, der die Trauung vollzog; er ist jetzt aufgefunden und seines Amtes entsezt. Zugleich ist ein Geistlicher vom Papst an Donna Francesca gesandt, um ihr auseinanderzusezen, daß ihr Verhältnis zu Kisseleff kein eheliches, daß sie gar nicht kirchlich getraut sei; sie müsse nach Rom zurück, den Mann verlassen und im Schoße der Kirche Vergebung suchen.

— Vor acht Tagen ist Kisseleff mit Frau von Paris nach Petersburg abgereist.

Madame Kalergis, die vor einiger Zeit den — etwa 15 Jahre jüngeren — Mouchanoff geheiratet hatte, ist unlängst geisteskrank geworden. Noch im Sommer 1862 spielte sie in einer Soiree bei Morier in Berlin so prachtvoll die Chopinschen Sachen. Sie war immer etwas aufgereggt. Nun haben die katholischen Geistlichen sich ihrer Ehe bemächtigt, haben ihr auseinandergesetzt, daß sie nie mit ihrem Mann (der griechisch ist) im Himmel zusammentreffen werde — und so ist sie denn allmählich in Tieffinn verfallen. Im vorigen Sommer sah ich sie noch im Hôtel du Nord, blieb eine Stunde bei ihr und ließ mir ihre Photographie geben. Sie war geistreich, etwas extravagant, behauptete z. B., sie könne nicht Klavier spielen, wenn sie im Salon einen ihr antipathischen Menschen erblicke.

Die Aufrégungen des Papstes, von denen ich oben gesprochen, hängen mit seiner schlechten Gesundheit zusammen. Er ist eigentlich fortwährend krank. Am 1. Mai hat er in seiner Privatkapelle im Vatikan sein Taufkind Prinzess Maria della Grazia Pia von Neapel, Stiefschwester Franz II., die zur Zeit des Exils des Papstes 1849 in Portici geboren ist, gesäumt, und zwar früh 7 Uhr. Dabei hat er sich erkältet, an der Collazione mit der königlichen Familie im Vatikan nicht teilnehmen können, abends Fieber gehabt und neuen Blutlauf am linken Fuß, so daß er auch an diesen, auf Bitten Antonellis, eine Fontanelle legen ließ, wie er schon eine andere am rechten Bein hat. Im Laufe der Woche ging es besser, so daß er vorigen Sonnabend den Erzherzog Louis Viktor zur Abschiedsaudienz empfangen konnte. Aber diese hat ihn so affiziert (das Stehen greift ihn an), daß er wieder unwohl geworden und noch eine dritte Fontanelle hat anlegen müssen; nun aber laufen diese nicht ordentlich; er kann sich keine Bewegung machen, wird — trotz angeborener Liebens-

würdigkeit — mürrisch, so daß die Krankenwärter schon klagen — genug: das Conclave!

Als ich vorgestern von dem neuen Anfall des Papstes hörte und über die etwa bevorstehenden Ereignisse nachdachte, traf ich auf der Piazza di Spagna Herrn Commeter. Dieser Herr Commeter ist ein Hamburger, Freund von Milde und — wenn ich nicht irre — von Louis Asher. Er war immer ein Original, großer Kunstskenner, lebt in Rom, trägt langes weißes Haar, einen breiten Kalabreser, große Schuhe, geht etwas gebückt, hat ein großes, gutes, blaues Auge, etwas Treuherzig-Ruhiges in seinem Wesen und spricht, was für mich an dem Alten unnennbar reizend ist, jenen echt hanseatischen, singenden Dialekt, der einen nach zwei Worten schon auf den Jungfernstieg oder in die Breitenstraße versezt. Die Quintessenz seines Hanseatentums liegt in der Art, wie er mich anredet. Er gibt mir nämlich den größten Ehrentitel, den ein Hanseat zu verleihen hat, er sagt zu mir: „Herr Doktor.“ Das auf der Piazza di Spagna oder auf dem Corso zu hören, ist wirklich wohltruend. Ich lasse mir den Alten aber auch nie entgehen; wo ich ihn auf der Straße treffe, mache ich einen kleinen Ständerling mit ihm oder begleite ihn ein paar Schritte, bis ich das: „Herr Doktor“ von ihm mit tiefer, singender Stimme erwischt habe.

Also diesen guten Commeter traf ich vorgestern. Ich stellte ihn. Auch er hatte schon von dem neuen Erkranken des Papstes gehört, wie er überhaupt hier gut Bescheid weiß. Ich konnte nicht unterlassen, ihm zu bemerken, daß, falls der Papst stürbe, doch wohl eigene Dinge passieren könnten. Da sah er mich groß an, und nach etwa einer halben Minute, während welcher mir schon Barrikaden, Putsch der Italianissimi, Einrücken der Piemontesen usw. durch den Kopf gingen, antwortete er mit der Ruhe eines Jupiter und mit einem, alle Phantasien unbarmherzig zu Boden werfenden Kopfschütteln: „Ne, da passiert gar nichts; sie wählen man bloß en neuen. Da passiert gar nix, Herr Doktor!“

Die Worte haben mir komischerweise den ganzen Tag im Kopf gelegen, wegen ihrer Tonart und wegen ihres Inhalts. Denn vielleicht hat der alte Commeter ganz recht.

Vielleicht aber irrt er sich auch. Ein neuer Papst wird wieder gewählt, und einen Putsch der Aktionspartei könnte Montebello schon mit seinen 14 000 Mann in Rom und Umgegend niederdriicken. Aber die Wahl selbst wird und muß diesesmal unter ganz neuen Umständen vor sich gehen. Denn es tritt ein neuer Faktor auf, der sich noch nie bei einer Papstwahl hat geltend machen können: der Telegraph. Wenn morgen früh der Papst stirbt, weiß es morgen abend ganz Europa. Und wenn — trotz der geheimnisvollen constitutio apostolica vom guten Pio IX. — die zehn Tage doch innegehalten werden, die schon Gregor X. im Jahre 1270 auf dem Konzil in Lyon zum Erwarten der fremden zum Conclave zureisenden Kardinäle bestimmt hat — so tritt ein solches zusammen, so bunt, wie es noch nie dagewesen ist; denn innerhalb acht Tagen können heute die am fernsten residierenden Kardinäle aus Irland, Spanien und Portugal hier eintreffen. Und dann könnte es sich ereignen, daß die Italiener nicht ausschließlich im Conclave den Ton angeben, sondern auch die fremden Kardinäle ein Wort mitreden; und nachdem seit 1523, seit dem Tode Hadrians VI. (der Professor in Löwen gewesen war) nie wieder ein Nicht-Italiener zum Papst gewählt ist, könnte auch ein Fremder einmal wieder den Vatikan beziehen. Das alles hätte dann der unschuldige Telegraph zuwege gebracht, der Anno 1846, wo Pio Nono gewählt wurde, noch ganz in den Windeln lag und sich damals nur auf einige mühsame Armverrenkungen beschränkte, die beim geringsten Nebel oder Dunkel schon unverständlich wurden, überhaupt seine Gymnastik nur auf einzelnen Linien Europas trieb.

Von dem Uras des Papstes, wonach das Conclave gleich nach seinem Tode zusammentreten kann, wollen die Kardinäle,

wie ich höre, nichts wissen. Sie fürchten, die Wahl könnte angefochten werden, und das wäre unter den gegenwärtigen Umständen sehr bedenklich. Auch behaupten einige, das Conclave würde möglicherweise in Venedig zusammentreten, um unter dem Schutze der österreichischen Kanonen zu tagen, anstatt hier à l'abri der französischen Bajonette zu stehen. Genug, es ist vieles möglich und am Ende . . . passiert gar nirgends, Herr Doktor!

Diesen Augenblick ist ein furchtbare Blißen und Donnern, der Regen prasselt gegen die Fenster — ein für römische Verhältnisse mehr wie schlechtes Wetter. Es scheint, als ob Pantratius auch in Italien regiert. Aber tödlich werden nach diesem Regen die Orangenbäume duften, die jetzt in voller Blüte stehen, ebenso die Meranzoli, unechte Orangen, die saure Früchte tragen, aber womöglich noch balsamischer riechen als die echten.

Gestern ging ich spätnachmittags wieder einmal nach Pietro in Vincoli und befand mich bald im stillen Kreuzgang des zu jener Kirche gehörigen Klosters. Die Ruhe, der Duft der Orangen — alles wirkte wunderbar. Ein Maler saß in einer Ecke vor seiner Staffelei und fing die letzten Sonnenstrahlen auf seiner Leinwand ein. Dann schritt ich zum Monte Cavallo und trat in die kleine Kirche S. Silvestro, in deren matt erheller Sakristei Michelangelo und Vittoria Colonna im Frühjahr 1537 manche ihrer geistreichen Zusammenkünfte zu halten pflegten, wie solche der, durch Raczynski bekannt gewordene portugiesische Miniaturmaler Francesco d'Ollanda beschrieben hat. In Grimms Michelangelo ist das hierauf bezügliche reizende Kapitel sehr lesenswert. Auch die Zitronenbäume im dortigen Klosterhof sowie die angrenzenden colonnesischen Gärten habe ich mir angesehen. Durch jene Gärten, die terrassenartig zum Palazzo Colonna hinabsteigen, wandelte Vittoria, um nach S. Silvestro zu gelangen.

Goethe sagt von Rom: „Wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es mir in Betrachtung dieser Stadt.“ Ich empfinde das jeden Tag!

Gartenfreuden haben wir in dieser Zeit wiederholt in der Villa Wolkonsky genoffen, die man mit immer neuem Entzücken betritt. Sie ist angelegt von der verstorbenen Fürstin Wolkonsky, Mutter des russischen Gesandten in Madrid, der den Besitz selten außsucht. Man kann hingehen, wann man will. Den Park durchschneiden die hohen, trozigen Ruinen der Neronischen Wasserleitung, die sich mit ihren zerfallenen, vom üppigen Efeu umrankten Bogen sogar durch das Gartenhaus hinziehn. An der Südseite des Gartens, im Schutz des Aquädukts, hat sich eine wahrhaft tropische Vegetation entwickelt. Riesige Kakteen wuchern an den Mauertrümmern; daneben duften Levkojen und Lilien; ab und zu trifft man zwischen mächtigen Aloen einen antiken Sarkophag mit reizenden Basreliefs oder eine gesäumte Marmorsäule, über welche schillernde Eidechsen huschen.

Auf der anderen Seite des Aquäduktes dehnen sich hohe Lorbeer-Bosketts, aus denen Tausende von Rosen ihre Köpfe hervorstrecken; dann wieder kreuzen sich Alleen hoher, weißblühender Akazien, an welchen Rosen und Efeu gemeinschaftlich hinanklettern. Der Blick einen solchen Gang hinunter, dessen grüne Wände mit Rosen übersät sind, lässt sich nicht beschreiben. Ein Fürst Trubetskoi in seiner Petersburger Auffassung meinte, es sähe so aus, als ob die erste Pariser Modistin mit geschickvoller Hand einer jeden Rose ihren Platz angewiesen hätte. Dazu kommt, daß unter allen Bäumen die weiße Akazie am liebsten von den Nachtigallen aufgesucht wird; diese kleinen Vögel sind dort in Menge, und die melodischen Zwiegespräche, in denen sie sich stundenlang unterhalten, fesseln das Ohr in demselben Maße, wie das Auge durch die Vegetation bezaubert wird.

Sonnabend, 14. Mai.

Der Sommer naht. Seine Vorboten sind die Limonadenzelte, die auf allen Plätzen wie Pilze neben den Brunnen emporschießen. Solch kleiner Wassertempel mit seiner Zitronen-

und Orangendekoration ist sehr lustig anzusehen. Das sprudelnde Wasser mündet in graziösen Fontänen en miniature auf der marmornen Tischplatte. Auf die Bestellung „mischio“ nimmt Herr Luigi gewichtig eine Orange und eine Limona, schneidet beide durch, legt sie in ein hohes Marmorgefäß, lässt den Deckel darauf fallen, worauf der Saft unten an einem Hahn von einem kleinen Glas mit Sieb aufgefangen wird. Alles höchst manierlich und mit Zucker und Wasser sehr wohlschmeckend — übrigens ein Genuss, den der klassische Römer noch nicht kannte: beide Früchte sind ebenso wie der Zucker erst in späteren Jahrhundertern nach Italien gekommen.

Rom, 15. Mai 1864.

Schon lange hatte ich die Villa Malta sehen wollen, war aber noch nie dazu gekommen. Sie liegt innerhalb der Stadtmauern am Monte Pincio. In einem Gartenhause dort soll Goethe einige Zeit gewohnt und die römischen Elegien gedichtet haben. Seine eigentliche Wohnung, von der er zuweilen in seinen Briefen spricht, war am Corso, dem Palazzo Rondanini gegenüber (jetzt russischem Gesandtschaftshotel). Das Haus, wo er wohnte, führt heute die Nummer 18, ist aber ganz verändert.

Genug, ich wollte schon längst den Pavillon in der Villa Malta ansehen und unternahm heute den Weg dorthin. Die Villa gehört dem König Ludwig I. von Bayern. Zum Aufseher und Majordomus hat er den Münchener Bildhauer Schöpf ernannt, der dort wohnt und sein Atelier hat. Außer ihm haben sich noch verschiedene andere Künstler in der Villa einquartiert.

Gleich beim Klingeln an der Eingangstür traf ich Schöpf, der vor kurzem für die Baronin Stieglitz einen Christuskopf gearbeitet hat. Wir wurden rasch gute Bekannte. Er ist schon seit 30 Jahren hier. Unter blühenden Orangenbäumen gingen wir im Garten spazieren, der hochgelegen ist und eine schöne

Aussicht auf die Stadt hat. Die Zitronen- und Mandarinenbäume waren auch hier fast sämtlich erfroren, hatten zum großen Teil gekappt werden müssen, schlügen aber schon wieder ganz lustig aus.

Plötzlich standen wir an einem langen, mit Weinranken bedeckten Gang, der grade auf das Haus zuführte. „Hier haben wir,“ sagte Schöpf, „vor vier Jahren ein Fest für den Maler Overbeck gegeben, um sein 50 jähriges römisches Jubiläum zu feiern. Ein langer Tisch war in dem Laubgang gedeckt, an dem alle deutschen Künstler, einige Kardinäle und andere Gäste saßen. Dieser Gang führt nämlich, wie Sie sehen, auf das Atelier zu; dort hat Overbeck seine Arbeiten begonnen.“

Sein Studio ist noch da. Eine Marmortafel, die noch nicht ganz fertig ist, wird in der nächsten Zeit dort in die Mauer gefügt; sie führt die Inschrift:

Friedrich Overbecks

erste römische Werkstatt.

Zur Erinnerung an den von hier ausgegangenen Aufschwung
der neuen religiösen Kunst.

Am 20. Juni 1860, dem fünfzigsten Jahrestage seiner Ankunft
in Rom.

Die deutsche Künstlerschaft.

Ich deutete dem braven Schöpf an, wie sehr mich als Landsmann Overbecks dieses alles interessiere. „Dann müssen Sie auch noch unser damaliges Transparent sehen,“ fuhr er fort, und führte mich nun in seine Wohnung, wo das Bild aufgestellt ist. An der einen Seite steht die Roma neben der Kuppel der Peterskirche, an der anderen Seite Lubeca neben einem hohen gotischen Kirchturm. Ganz oben das Datum: 20. Juni 1810. Darunter „Ars non artes“. In der Bibliothek, welche zum Gebrauch der Künstler in einem Pavillon aufgestellt ist, hängen noch alle die Wappenschilder der deutschen Städte, die an jenem Festtag vertreten waren.

Das Ganze heimelte mich sehr an. Die Erinnerungen an unseren großen Landsmann, der nun schon seit 54 Jahren hier wirkt, die Gefälligkeit Schöpfs, die herrliche Aussicht, der duftende Garten, die alte, etwas verfallene Villa — das alles machte einen eigenen Eindruck. Dazu kamen die Goetheschen Erinnerungen, der hier viel verkehrt, auch zeitweise wohl gewohnt hat bei dem damaligen Besitzer der Villa, dem Schweden Bieström. Schräg gegenüber ist auch das Haus des Zuccari, das Cornelius, Overbeck, Beith und Schadow mit Fresken geschmückt haben. Zu Goethes Zeit wohnte dort Angelika Kauffmann, mit welcher der brave Wolfgang gute Nachbarschaft hielt.

Übrigens war Angelika, nach einer tragisch-unglücklichen ersten Ehe, in zweiter Instanz mit dem Maler Zucchi aus Venedig verheiratet. Ich erfuhr das erst vor wenigen Tagen auf einer meiner Entdeckungsreisen, die ich ins Blaue hinein unternahme. Ich fand nämlich in der Kirche Sant' Andrea delle Fratte, die gerade offen stand, in einer Seitenkapelle Angelikas und Zuchis Leichenstein, den die meisten gar nicht kennen.

Schöpf zeigte mir in der Villa Malta einen Folianten in Schweinsleder. Darin befinden sich eine Menge Porträts deutscher Künstler, die in Rom gearbeitet haben und von ihren deutschen Kunstgenossen in dieser Sammlung verewigzt sind, z. B. aus dem Jahre 1839 Brück, Winterhalter, Schwanthaler, Ropp, deren Bilder von der Hand Louis Alshers und anderer herrühren.

Die Stunde, die ich dort auf König Ludwigs Grund und Boden zugebracht, war höchst genüfreich. —

Mit Pio Nono geht es nicht besser, eher schlechter, so daß jetzt eigentlich schon jeder denkende Mensch — mit Ausnahme der ganz eingefleischten römischen Papalinos — vom Conclave spricht. Wir studieren hier jetzt ein fabelhaft interessantes Buch: *Le Président Debrosses en Italie. Lettres familiaires*

érites d'Italie en 1739 et 1740 par Charles Debrosses. Zwei kleine Bände, reizend in Stil und Darstellung. Der Verfasser erlebte hier 1740 den Tod Clemens XII. und die Wahl Benedikts XIV. Die Beschreibungen des Conclave sind — besonders in diesem Augenblick — sehr interessant. Wie da die Herren Kardinäle sich kümmerlich in ihren Zellen einrichten müssen, allem Komfort entsagen und sogar Gefahr laufen, auf magere Rost reduziert zu werden, wenn die Wahl zu lange schwankt; denn selbst zu diesem Zwangsmittel wurde gegriffen, um die Wahilstreitigkeiten abzukürzen. Nach einer gewissen Frist sollen die Herrn nur Suppe zu essen bekommen. Sehr spassig ist auch, wenn Broffes erzählt: La première chose que fait un Cardinal, dès qu'il est prisonnier, c'est de se mettre, lui et ses domestiques, à gratter, durant l'obscurité, les murs dans le voisinage de sa cellule, jusqu'à ce qu'ils aient fait un petit trou pour se donner de l'air et surtout pour prendre par là, durant la nuit, des ficelles par où les avis vont et viennent du dedans au dehors.

Ein Römer rezitierte mir neulich folgenden Bittspruch:

Spirito Santo mio! Spirito Santo!

Dateci un papa voi

(Gib uns einen Papst)

Che ami noi, tema voi

(Der uns liebt, Dich fürchtet)

Ne campi tanto.

(Und nicht zu lange lebt.)

Von wetterkundigen Propheten werden für eine eventuelle Papstwahl zwei Möglichkeiten in Aussicht gestellt: Sieg der napoleonischen oder der römischen Partei. Louis Napoleon würde natürlich seine hiesige Botschaft und den ihm ergebenen französischen Klerus in Bewegung setzen, um einen seiner politischen Protégés auf den päpstlichen Thron zu bringen und dann gleichzeitig von Paris und vom Vatikan aus zu herrschen. Seine Truppen beschützen seit 14 Jahren Rom und den Papst. Auch erwarb er das Ehrenkanonikat im Lateran. Durch seinen

Einfluß ist vor wenigen Tagen der von den Piemontesen gefangen gesetzte Kardinal Moricchini befreit. Er macht also absichtlich der römischen Kirche den Hof und sucht ihr einzubilden, daß er für sie begeistert sei, obgleich innerlich bei ihm eine heftige Eifersucht gegen diese Macht kochen mag; denn er muß sich sagen, daß sie die seinige überragt und einen Organismus hat, der nicht so leicht zu zerstören ist. In ihrer Mitte also muß er sich ein Nest zu bauen suchen; acht französische Kardinäle sitzen im Conclave. Durch Drohungen und Schmeicheleien wird er noch mehr Stimmen in seinem Sinne zu gewinnen suchen. Vielleicht siegt er.

Die römische Partei steht ihm feindlich gegenüber; sie kann ihm, trotz aller seiner Zuverkommenheit und Liebenswürdigkeit nicht vergeben, daß er den verhassten piemontesischen Staat hält. Diese Partei wird daher alles tun, um einen streng päpstlich gesinnten Römer durchzusezen, und zwar keinen frommen, einfältigen Klostergeistlichen, sondern Männer wie Moricchini, die bewiesen haben, daß sie sich nötigenfalls selbst in die Bresche stellen. Auch wird Kardinal Antonelli als Kandidat genannt, obgleich es gegen das Herkommen ist, den Staatssekretär zum Papst zu wählen.

Nun kommen noch die vier katholischen Höfe (l'Autriche apostolique, le Portugal très-fidèle, l'Espagne très-catholique, et la France très-chrétienne — man nennt sie hier: les quatre cours à sobriquet) mit ihrem Veto, das sie einlegen können — genug, es ist vieles möglich, und Gozze sagt: „la législation du bon Dieu est bonne, mais pas sa jurisprudence.“

Rom, 19. Mai 1864.

In einem leichtsinnigen Moment habe ich mir einen Erardschen Flügel gemietet. Er ist zwar kein Jüngling mehr, hat aber einen angenehmen Ton und gab zu einer Szene Anlaß, die mich wohl mein Leben lang amüsieren wird: ich habe Liszt eine meiner Kompositionen vorspielen müssen!

Folgendes der epische Hergang. Gegen 12 Uhr tritt Franz Liszt in mein Zimmer, um mir einen Besuch zu machen, den er mir neulich angekündigt. Wir rauchen, sprechen über dies und das. Beim Namen Overbeck renommiere ich mit meiner Landsmannschaft aus Lübeck. „Ach das hübsche Lübeck, das habe ich auch einmal unsicher gemacht; habe dort Konzert gegeben. Ich mußte dort mehrere Tage bleiben, mit liebenswürdigen Töchtern von Venkendorf, la princesse Hélène Beloselsky et comtesse Sophie. Nous avons fait quelques jours bom- bance à Lubeck.“ — Dies amüsierte mich sehr, weil ich ihm anmerkte, daß diese „Souvenirs“ wirklich angenehm für ihn waren. — Plötzlich sieht er den Flügel: „Ah! est-ce vous, qui tourmentez le piano?“ Er probiert es, findet es für Rom sehr gut. „Et qu'est ce que vous jouez?“ — „Je ne joue que des bêtises.“ — „Eh bien, jouez une de ces bêtises, et en échange de cartes je vous jouerai un morceau de moi.“ Ich war denn nun wirklich verrückt genug, mich hinzusezen: „Si quelqu'un m'avait dit que je jouerau un jour mes compositions devant Liszt, je lui aurai ri au nez.“ Mit diesen Worten begann ich. Franz Liszt saß neben mir, ganz so, wie weiland Stiehl neben mir zu sitzen pflegte, ließ einigemal pflichtschuldigst ein „charmant“ und ein „bravo“ los, machte am Schlusse als feiner Weltmann einige auf die Komposition tiefer eingehende Bemerkungen und fing dann an, selbst zu spielen und ganz reizend zu phantasieren. Wohl erst nach einer Stunde schieden wir. Ich muß jetzt noch lachen. Diese Szene habe ich natürlich nur hier beschrieben; denn andere könnten daraus wirklich den Schluß ziehen, daß ich wunderwelchen Wert auf mein Klavierspiel legte.

Rom, 21. Mai 1864.

Der heutige Morgen war so schön, daß ich vor 8 Uhr einen Spaziergang unternahm, und zwar wiederum nach Petrus in Vincoli. Ich hatte hierzu einen besonderen Grund. Gestern

abend traf ich nämlich bei Alexander Mendelssohn (der durch Krankheit seiner Frau hier noch immer zurückgehalten ist), den Professor Emil Wolff aus Berlin, den bekannten Bildhauer. Die Rede kam auf Michelangelo, und Wolff bemerkte, daß dieser nicht wie andere Künstler, seine Werke erst in feuchtem Lehm geformt, sondern gleich munter in Marmor gehauen hätte; höchstens habe er angefangen, ein kleines Modell zu machen und sei dann sofort an den großen Block gegangen. „Freilich“, setzte Wolff hinzu, „hat Michelangelo sich dann auch bisweilen verhauen, wie seine Caritas beweist.“ Diese Caritas habe ich mir angesehen im Palazzo Rondanini, dem jetzigen russischen Gesandtschaftshotel, und sie macht wohl einen eigentümlichen Eindruck. Ein Teil ist ganz vollendet. Dann plötzlich aber muß der gute Michelangelo (oder wie er sich selbst schreibt: Michel Agniolo) irgendwo mit dem Meißel zu tief in den Marmor hineingefahren sein — genug, er hat sich von der armen Caritas abgewandt, weil der Fehler sich nicht wieder gut machen ließ.

Ähnliches soll ihm nun auch bei Moses passiert sein. Man behauptet, daß beim Arbeiten am Kopf ein Stück Marmor abgesprengt, und dadurch das stolze Haupt etwas zu klein geworden sei.

Und wirklich habe ich mich heute früh überzeugt, daß an der Statue irgend etwas nicht in Richtigkeit ist. Der ganze Moses leidet darunter keineswegs in seiner Vollkommenheit, aber auffallend klein ist der Kopf.

Auch folgende Geschichte wurde erzählt. Als Michelangelo vor dem fertigen Werk stand, versank er in tiefes Nachdenken, und je länger er Moses ansah, um so mehr fühlte er sich überwältigt. Er hatte vergessen, daß er selbst dies Bild geschaffen. Der Marmor belebte sich vor seinen Augen; immer mehr verfiel er in den Wahn, daß er vor einem menschlichen Wesen stehe. Aber es redete nicht, sondern sah ihn stumm an. Da versezte Michelangelo, ergrimmt über das Schweigen, mit dem

Hammer dem Moses einen Schlag aufs Knie und rief dabei:
„Perchè non parli?“

Die Stelle dieses Hammerschlagenes mußte ich mir ansehen.
Auf dem rechten Knie des Moses ist wirklich ein alter, ver-
gibelter Riß — das Mal des niemals ausgeführten Hammer-
schlagenes!

Der Morgen war wundervoll, und so ging ich noch zu der
nicht fernen S. Maria Maggiore.

Es ist hier Brauch, das Santissimo Sacramento in jeder
Kirche einmal im Jahre auf 40 Stunden auszustellen. Die
Kirche wird dann Tag und Nacht offen gehalten, brilliant er-
leuchtet, mit buntfarbigen Gardinen, goldglitzernden Tressen
ausgeschlagen, und zieht dann stets eine Menge Andächtiger
an. Nach Ablauf der 40 Stunden wird das Allerheiligste in
feierlicher Prozession von den Geistlichen und Mönchen in eine
andere Kirche getragen, und so weiß denn der Römer an allen
Tagen des Jahres und zu allen Stunden den Leib des Herrn
zu finden, bei dem er sein Gebet verrichten kann. Die Zahl
der hiesigen Kirchen ist so groß, daß für viele nur einmal im
Jahr die Ausstellung der Hostie eintritt; in die kleineren
Kirchen wird sie nie gebracht. Zur Orientierung wird bei Be-
ginn der Woche durch die Zeitungen bekanntgemacht: Esposi-
zione del Santissimo Sacramento in forma di quarant'ore, in
chiesa S. Angelo oder Aracoeli oder wo es der Reihe nach
stattfindet.

Den Fremden interessiert dies auch, weil er dann sicher ist,
die Kirche nicht verschlossen zu finden. Sämtliche Seitenkapellen
sind geöffnet, und dort stecken meistens die schönsten Gemälde,
Statuen und Monamente.

Auf diese Weise bin ich in eine Menge Kirchen gelangt, zum
Beispiel vor einigen Tagen in die alte Kirche S. Silvestro in Capite,
so genannt, weil in ihr das Haupt Johannes des Täufers auf-
bewahrt wird. Das hat mich nicht weiter geführt, wohl aber
das Klarissinnenkloster, welches mit der Kirche in Verbindung

steht, und mit seinen zwei großen Hößen den Umfang eines Stadtviertels hat. Dort war 1849 Garibaldis Hauptquartier. Zu dem Ende mußten die wackeren Klarissinnen, fünf uralte, vergilzte Nonnen, mit allen ihren Kästen und sonstigem Zubehör ausziehen, und der Freiheitsheld rückte an der Spize seiner unternehmenden Gesellen mit Pferden und Kanonen in das Kloster. Jetzt sind die frommen Damen wieder dort einquartiert, aber nur in einem Teile des Gebäudekomplexes. Im anderen, größeren Teil liegt französische Infanterie, Artillerie und Gendarmerie, und während man auf einem der Klosterhöfe wilden militärischen Lärm vernimmt, blickt man vom andern zu den verhängten, zum Teil mit Brettern gefängnisartig verschlagenen Fenstern der Klarissinnen, die durch keinen Laut, kein Lebenszeichen ihre Existenz zu verraten wagen.

Bezeichnend ist, daß in dem großen Bau, in dem hundert arme Familien prächtig wohnen könnten, nicht mehr als fünf Nonnen gehaust haben. Es ist erklärlich, wenn Römer aus dem Volk, das hier oft in finsternen Löchern zusammengepercht leben muß, fäusteballend zu den Fenstern der Nonnen hinaufsehen.

Seit gestern ist nun das Sagramento in der Santa Maria Maggiore ausgestellt.

Als ich in die Kirche trat, war der Anblick bezaubernd. Ein lebensvolles, echt italienisches Bild in der ganzen Tiefe und Glut südlicher Farbenpracht. Die Kirche erhält ihr Licht durch oben in den Seitenhallen angebrachte Fenster. Man pflegt diese im Sommer mit roten Gardinen zu verhängen, so daß an sonnigen Tagen, wie dem heutigen, ein rosiger Schein die kostbaren farbigen Marmorsäulen umspielt. Tief im Hintergrund erhob sich der Hochaltar mit dem Allerheiligsten im vollsten Lichterglanz. Die Seitenkapellen, deren Fußböden mit bunten Marmormosaiken ausgelegt sind, bergen neben schönen Altargemälden kolossale Marmorstatuen von Päpsten. Überall brannten Altarkerzen, funktionierten Mönche und Domherren;

malerisch gruppierten sich um sie die andächtig knienden Männer, Frauen und Kinder; ein Strom melodischer Orgelklänge flutete durch die majestätische Halle.

Echt italienisch auch die Musik: rasches Tempo, trällernde Melodien mit den bekannten modernen Doppelgriffen als Begleitung; ganz Verdi und Donizetti. Aber so was mögen wir Italiener gern; das versezt uns auch in der Kirche in die richtige Seelenstimmung.

Neulich war ich im Teatro Argentina. Von dieser Schnelligkeit der Tempi, in denen da gesungen wird, macht man sich keinen Begriff. Es war Lukrezia Borgia, die aber hier Elisa del Fosco heißt, denn der Vater der guten Lukrezia saß ja als Alexander VI. auf dem päpstlichen Thron. Der Name Fosco ist gewählt, weil sich im zweiten Akt beim Schildabschlagen (Borgia-Orgia) durch den unartigen Pagen das F leicht in ein T verwandeln läßt; und tosco heißt Gift. Man geht um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr hin. In den Logen werden Besuche gewechselt und laute Unterhaltungen geführt. Jeder folgt seiner Liebhaberei. Der Musikdirektor hat ein allerliebstes schwarzes Käppchen auf dem Kopf, vier Violinen desgleichen. Der Souffleur klappt im Zwischenakt kaltblütig die ihn deckende Muschel zurück und kriecht oder schaut ganz gemütlich aus seiner Höhle hervor. Das ist alles sehr scherhaft. Und wenn dann der Page sein Trinklied heruntergeschmettert, jeder der Gesandten die gehörige Portion Gift im Magen, Gennaro sich genügend abgewinselt hat und das Publikum vor Entzücken rast, dann kommt noch für ein bis anderthalb Stündchen ein Ballett, um die Gemüter durch die zierlichsten Pirouetten und schmachtendsten Posen zu beruhigen. —

Heute soll der Papst wohler sein. Er spricht fortwährend von der Prozession am Fronleichnamstag, dem nächsten Donnerstag, wo er die Benediktion vom St. Peter erteilt. Diese Segnung von Tausenden von Menschen, die vor ihm auf die Knie fallen, ist sehr beglückend für Pio Nono;

er liebt es, sich öffentlich zu zeigen, und da er sowohl am Himmelfahrtstag als auch zu Pfingsten den Segen nicht erteilen konnte, hofft er, es jetzt tun zu können. Schon morgen will er aussfahren. So rasch wechselt das mit ihm; er hat einen Bruder, der dasselbe Fußleiden hat, dabei aber 80 Jahre alt ist und ganz zufrieden in Sinigaglia lebt.

Rom, Fronleichnamstag, 26. Mai 1864.

Heute haben wir hier das große Fest corpus Domini gefeiert. Der Papst ist trotz seiner Körperschwäche nicht zu halten gewesen, er hat die Prozession mitgemacht. Die Anstrengung ist freilich nicht so sehr groß, da er die ganze Zeit hindurch getragen wird und ganz behaglich in seinem Lehnsstuhl sitzt. Das darf das Volk aber nicht wissen; er soll eigentlich kniend getragen werden und dabei die Hände zum Gebet erheben. Das würde der alte Herr aber die $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden natürlich nicht aushalten können. Um dem Volk nicht die Illusion zu rauben, daß er kniet, wird sein Lehnsstuhl, in dem er herumgetragen wird, mit Draperien bedeckt und unter ihrem Schutze leicht schräggestellt, so daß es den Anschein hat, als ob der Papst sich zum Gebet vornüberbeuge. Man sieht von ihm eigentlich nur Kopf, Arme und Hände, das übrige ist in mystisches Dunkel gehüllt.

Um 8 Uhr früh ging ich mit den drei österreichischen Kollegen (Cavriani, Wolkenstein, Hübner) nach dem Petersplatz. Dort waren bereits die Truppen in Parade aufgestellt. Die weite Fläche war erfüllt von Massen römischen Landvolks, welches schon mit Sonnenaufgang in buntem Festkostüm zur Stadt geströmt war, um den prächtigen Umzug zu sehen und den Segen des Heiligen Vaters zu erlangen.

Die Prozession geht vom Innern der Peterskirche aus, wendet sich zunächst links unter die Kolonnaden, zieht dann über den Platz in die gegenüberliegenden, und geht so wieder zur Kirche zurück.

Beide Colonnaden sind dann zu etwaigem Schutz gegen Regen oder Sonnenhitze derart miteinander verbunden, daß vom Ende der einen bis zum Ausgange der gegenüberliegenden ein hoher, breiter Baldachin der Länge nach über den ganzen Petersplatz ausgespannt ist.

Die Säulen, welche dieses künstliche Dach tragen, sind mit Blumenguirlanden umwunden. Überall saßen und standen Tausende von Römern und schönen Römerinnen in vollem Sonntagsstaat, daneben blondgelockte Engländerinnen und Amerikanerinnen: das Ganze ein wunderhübscher Anblick.

Der Weg zwischen den inneren Säulenreihen war mit gelbem Sand bestreut, der kurz vor Beginn des Zuges mit grünen Zweigen übersät wurde.

Die Prozession selbst ist ein mächtiges Stück katholischen Kirchenlebens, das sich plötzlich vor einem wie ein riesiger Heiligschrein auftut mit seinen uralten Traditionen und Legenden, mittelalterlich-naiven Erinnerungen, prunkenden Gewändern, Reliquien und Kleinodien.

Voran schritt päpstliches Militär, um Platz zu schaffen. Weißgekleidete Waisenkaben folgten zu zweien, weit auseinandergehend, jeder seine Kerze haltend. Hieran reihten sich alle Mönche aus den Klöstern Roms, von den bartigen Kapuzinern mit Sandalen, braunen Kutten und weißen Schnüren um den Leib, bis zu den feinen, weißgekleideten Dominikanern. Dazwischen zogen Karmeliter, Minoriten, Bernhardiner. Jeder trug seine Kerze, sprach oder sang sein Gebet — alles in militärischer Ordnung. Bei einzelnen Orden sah man prächtige ausdrucksvolle Köpfe, aber auch recht feiste, materielle Physiognomien. An der Spitze eines jeden Ordens wurde das Kreuz getragen. Unter den Dominikanern der Santa Sabina zeigte man mir einen Sohn des bekannten Mecklenburgers Rettenburg, der vor kurzem dort eingetreten ist; seine Züge waren nicht blaß und abgehärmmt, vielmehr deuteten seine roten Wangen noch auf die frühere gute Mecklenburger Rüche. Das

wird sich aber wohl mit der Tonsur allmählich ganz etatsmäßig gestalten.

Den Mönchsorden folgten die Glocken der fünf sogenannten Patriarchalkirchen Roms (S. Peter, Lateran, S. Maria Maggiore, S. Paolo, S. Lorenzo) und noch zweier anderer sehr alter Kirchen, ein Gebrauch, der aus den frühesten Zeiten des Mittelalters stammt: die genannten Kirchenglocken mußten stets bei der Corpus-Domini-Prozession vertreten sein. Dazu schickt man kleine Nachahmungen als Repräsentanten. Sie werden fortwährend geläutet. Hinter ihnen wird ein hohes, turmartiges, rotgelb-gestriftes Zelt getragen, dessen Bedeutung meine katholischen Freunde mir nicht anzugeben vermochten. Nun kamen die Herren Canonici der verschiedenen Domkapitel, kenntlich an der grauen Pelzpelrine, dann die Vorsteher der Orden, die Pfarrgeistlichkeit, die Bischöfe (17 an der Zahl).

Hinter letzteren wurden etwa acht päpstliche Tiaren, mit den prachtvollsten Edelsteinen besetzt, auf rotsamtnen Kissen getragen. Darauf folgte der päpstliche Hofstaat, die Sänger, die rotgekleideten Diener, die Schweizer in blanken mittelalterlichen Rüstungen, die Camerieri di Spada e Cappa in schwarzem spanischem Hofkostüm, die Hofchargen („Haus Seiner Heiligkeit“ genannt), dann die Kardinäle und endlich auf hohem Tragessel Pio Nono, ihm zur Seite die großen Pfauenfederbüsch. Unmittelbar an den Papst schloß sich die glänzende Nobelgarde in roten Uniformen; damit war der pomphafte Zug zu Ende.

Und nachdem man nun alle diese päpstliche Herrlichkeit und Macht in vollem Staate an sich hatte vorüberziehen lassen, kam auch schon der hinkende Bote hinterher: General Graf Montebello, Aide de Camp de l'Empereur Louis Napoléon et Commandant la Division d'occupation à Rome, erschien am Horizonte mit seinem Generalstab und einigen Abteilungen Chasseurs und anderer Linientruppen, als ob er sagen wollte:

„Ohne uns geht es doch nicht!“ Das wissen die Römer auch im Grunde recht wohl, und deshalb hassen sie die Franzosen so sehr — die Aktionspartei und die Italianissimi, weil sie die päpstliche Macht nicht erhalten wissen wollen, die ruhigen Unionisten, weil diese lieber statt der Franzosen die Piemontesen in Rom hätten, die Papisten, weil sie dem Louis doch nicht recht trauen und es nicht würdig finden, sich von demselben Manne beschützen zu lassen, der den König Franz II. um seine Krone, den Papst um die Marken und Umbrien gebracht, die Throne in Florenz, Parma und Modena gestürzt und Viktor Emanuel unterstützt hat.

Aber die Sentimentalität aller dieser Anschauungsweisen röhren den Kaiser sehr wenig. Seine Truppen bleiben ruhig in Rom. Als neulich jemand den General Montebello gefragt hat: „Est-ce-que vous quitterez Rome, si le Pape meurt?“ hat der General geantwortet: „Nous resterons; car nous sommes ici pas pour la personne de Pie IX., mais pour la papauté qui nous sert.“

Zu den wenigen Personen, die sich über diese französische Besatzung zu trösten wissen, gehört Antonelli; der hat, wie für alles, so auch für diese Plage eine Entschuldigungsformel gefunden. Als man ihn auf das Demütigende der französischen Okkupation hinwies, soll er kurz erwidert haben: „Mais ce ne sont pas les soldats de Louis Napoléon, ce sont les soldats de la France catholique.“

Von Zeit zu Zeit führt Louis dann auch Coups aus, durch die er sich hier der hohen Geistlichkeit angenehm macht. Als die Piemontesen neulich den Kardinal Moricchini in Ankona eingesperrt hatten, wandte Antonelli sich sofort nach Paris mit der Bitte um Vermittlung; ein rascher Druck erfolgte von den Tuilerien nach Turin, und der Kardinal wurde vom Gerichtshof in Ankona für unschuldig erklärt und seiner Haft entlassen.

Auch in Geldsachen ist Louis mitunter der katholischen

Kirche gegenüber sehr gemütlich. So hat seit Heinrich IV. der Gebrauch bei den französischen Königen bestanden, sich um das Ehrenkanonikat der Laterankirche zu bewerben, und dafür den Domherren dieser ältesten Bischofskirche Roms (omnium urbis et orbis ecclesiorum mater et caput) üppige Pfründen und Abteien zur Disposition zu stellen. Heinrich IV. schenkte ihnen eine reiche Abtei; Ludwig XIV. zahlte jährlich 4000 Louisdor; Ludwig XVIII. und Karl X. beschränkten sich auf 25000 Franken; Louis Philippe bewarb sich gar nicht um die Ehre und steckte sein Geld lieber in Staatspapiere. Louis Napoleon ist aber wieder dem Beispiel der alten Könige gefolgt, um auch als „Majesté très-chrétienne“ aufzutreten; er hat dem Kapitel jährlich 25000 Franken angewiesen, legt vielleicht später noch etwas zu und hat sich dafür am 26. v. M. mit großem Pomp im Lateran durch seinen Botschafter zum Ehrenprotector aufnehmen lassen.

Am Eingang zur Laterankirche steht eine prachtvolle Reiterstatue Heinrichs IV., der hier — nebenbei bemerkt — einen vollen Bart und keinen Henriquatre trägt. Diese Statue wurde ihm als erstem Wohltäter der Kirche von den Domherrn errichtet. So weit wird es Louis wohl doch nicht bringen.

Freitag, 27. Mai.

Sehr amüsant bei der gestrigen Prozession war noch folgendes: Die französischen Truppen, die den Zug beschlossen, marschierten mit dem alten Dessaumermarsche auf. Diese echt preußischen Töne in Rom, bei der Fronleichnamsprozession, unter den Colonnaden von St. Peter, und zwar aus französischen Trompeten zu hören, machte einen höchst spassigen Eindruck. Die Sache erklärte sich freilich bald dadurch, daß sich an den Marsch verschiedene Stücke aus Meyerbeers „Feldlager“ schlossen, so daß also die Melodie durch Meyerbeer hierher gelangt war. Nun soll es aber ursprünglich eine geist-

liche Hymne sein, die bei einer italienischen Prozession im Feldlager von Treviglio dem alten Dessaer so gefiel, daß sein Musikkorps sie im Marschtempo nachspielen mußte. Auf diesem Umweg war sie jetzt wieder in die Heimat zurückgekehrt. —

Die Nachrichten über den Papst lauten heute nicht schlecht; die Prozession hat ihm nicht geschadet. Aber alle, die ihn deutlich sehen konnten, und darunter sehr eifrige Katholiken, sprachen mit Bedauern aus, wie kränklich aufgedunsen sein Gesicht und wie gelblich seine Farbe geworden ist. Er hatte gehofft, gerade durch sein öffentliches Erscheinen alle Befürchtungen niederzuschlagen, die infolge seiner Krankheit ins Publikum gedrungen waren; statt letzteres zu beruhigen, hat er nur neue Besorgnisse verbreitet.

Während so die Nachrichten aus den päpstlichen Gemächern im Vatikan immer neuen Stoff zu Kombinationen und Prophezeiungen geben, sind seit einigen Tagen die Blicke der hiesigen Politiker plötzlich auf den Palazzo Farnese gerichtet, den bekanntlich König Franz II. bewohnt.

Es sind nämlich Papiere zum Vorschein gekommen, welche auf die Brigandage in Neapel ein eigentümliches Licht werfen und für die Exmajestät etwas kompromittierend sein sollen.

Die Art der Entdeckung der Papiere ist sehr romanhaft.

In der Via Felice 119, zwischen der Trinità de' Monti und der Piazza Barbarini, wohnte schon seit längerer Zeit ein Baron Cosenza, der früher als Major bei den neapolitanischen Gardakarabinieri gestanden, später, nach Vertreibung der Bourbons, gegen die Piemontesen in Neapel konspiriert hatte. Infolgedessen dort gefänglich eingezogen, war er entkommen und hatte sich nach Rom zum König Franz geflüchtet.

Dieser Cosenza galt hier für die Seele des ganzen Brigantentreibens in Neapel. Jeden Abend um 6 Uhr ging er ins Palais Farnese zum König oder in die Wohnung des Grafen Trapani, um dort seine Pläne und Ent-

würfe vorzulegen. Vor 11 Uhr abends kehrte er selten nach Hause zurück.

Vor einigen Wochen, am 11. April, begaben sich drei zur Aktionspartei gehörige Römer, Graf Pietro Carletti, Michelangelo Fiore und Salvatore Santini, abends gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr in die Wohnung Cosenzas, die letzterer — wie sie wußten — soeben verlassen hatte, forderten von seiner Wirtin den Schlüssel zur Stube und durchsuchten alles — vergeblich. Endlich aber fanden sie einen verschlossenen Nachtsack, der Wichtiges zu enthalten schien. Mit einem Dolche wurde das Schloß geöffnet; die darin befindlichen Schriftstücke nahmen die drei an sich; Geld und Wertpapiere lieferten sie der Wirtin aus. Dann verschwanden sie, um am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Neapel zu dampfen. Sie überlieferten sofort der Polizei die Dokumente, die so reiches Material enthalten sollen, daß schon in den nächsten Tagen etwa 80 Personen in Neapel arretiert sind. Alle diese Leute sollen sich an einem großen Komplott gegen die Piemontesen beteiligt haben, dessen Zentrum in Rom ist; von hier sind Gelder, Waffen und Mannschaften geliefert. Das Bedenklichste dabei aber ist, daß jetzt zum erstenmal der Name des Königs mit in diese Angelegenheit gezogen ist. Man will seine Teilnahme deutlich aus Cosenzas Papieren nachweisen können. Franz scheint seinem Freunde, dem Duca di Civitella, die Pläne diktiert zu haben.

Einen der Vertrauten des Königs, Duca di Gallo, kenne ich sehr gut und treffe häufig mit ihm zusammen, da er auch viel sowohl zu Széchényi als zur Baronin Stieglitz kommt. Er ist ein geistreicher, talentvoller (musikalischer), liebenswürdiger Mensch, der sich die Welt von verschiedenen Seiten angesehen hat, aber doch nicht von der Ansicht abzubringen ist, daß Franz sehr bald wieder in Neapel den Thron seiner Väter besteigen werde! Gallo hat eine wunderschöne Frau, eine Tochter der Prinzessin Rufano. Vor einigen Wochen gingen Mutter und

Tochter nach Neapel, von wo sie 1860 geflohen waren, wo aber jetzt ihre Anwesenheit einer gerichtlichen Prozedur wegen notwendig war. Acht Tage später folgte ihnen Gallo dorthin. Am Tage nach seiner Ankunft wird er auf die Polizei beschieden, wo man ihm eröffnet, daß er binnen 24 Stunden die Stadt wieder zu verlassen habe, da seine Beziehungen zum König und sein Treiben in Rom bekannt seien. Er mußte also zurück, und da seine Frau in einer Lage ist, welche ihr es unmöglich machte, den Gatten zu begleiten, so muß der Arme hier die nächsten Monate allein zubringen und kann dann recht gründlich über die Aussichten der Bourbons in Neapel nachdenken.

Ein Hauptagent für die Organisation der Brigandage ist unter anderen auch ein lieber Landsmann, der sich hier eines denkbar schlechten Rufes erfreut, sehr tätig im Anwerben der Briganten sein soll, entweder aus missverstandenem Royalismus oder — wie einige behaupten — um seine arithmetischen Verlegenheiten zu beseitigen. —

Vor wenigen Tagen war ich auf einem meiner Morgengänge in der S. Sabina. Besonders anziehend für mich war ein Grabstein, den ich in einem der Seitenschiffe fand und dessen Anblick zu eigenen Betrachtungen führte. Er deckt einen deutschen Ritter, der im Jahre 1312 mit seinem Kaiser, Heinrich VII., zur Krönung nach Rom gezogen war, der letzteren aber nicht hat beiwohnen können, da er zwölf Tage zuvor, am 17. Juni, in Rom gestorben, oder wahrscheinlich wohl im Straßenkampf gegen die Orsini und die mit diesen verbündeten Neapolitaner, die dem Kaiser die Kathedrale St. Peter streitig machten, gefallen ist. Die Inschrift des Grabsteins gibt nur Namen und Datum. Der Stein ist von schönem, weißem Marmor, acht Fuß lang, nur $2\frac{1}{2}$ Fuß breit; oben ist das Schild mit dem Wappen, darunter auf lateinisch: „Im Jahre 1312 am 17. Juni starb der edle Schildknappe Goso von Hus bergen aus Theutonia. Sanft ruhe seine Asche.“ Zwölf Tage

später wurde Heinrich im Lateran gekrönt. Nicht im St. Peter. Dorthin verbarrikadierten ihm die Orsini und Neapolitaner den Weg, und der Kaiser hatte nicht Ritter genug, um die Feinde zu werfen.

Diese Grabsteinstudien können — wie ich fühle — leicht zu einer Leidenschaft oder vielmehr zu einer Art Manie werden. Solche alte Steine mit ihren ehrwürdigen großen Wappen und den oft so kindlich-naiven Inschriften haben für mich eine eigenümliche Anziehungskraft. Seit Hunderten von Jahren liegen diese geheimnisvollen Platten in der Kirche; Hunderttausende, ja Millionen von Menschen sind im Laufe der Zeiten über sie weggeschritten oder haben sich auf ihnen zum Gebet niedergelassen; manche Inschrift, manches Wappen ist dadurch unkenntlich oder ganz verwischt geworden — aber dann wird die Sache erst recht aufregend, wenn es gilt, zu enträtseln.

Rom, 1. Juni 1864.

Nach einem intimen Diner bei Cavriani erschien dort neulich Liszt in auffallend erregter und freudiger Stimmung. Er ist bekanntlich eifriger Freund von Richard Wagner und war nun überglücklich über die schmeichelhafte Einladung, die dieser vom jungen König Ludwig von Bayern erhalten hat, nach München zu kommen, wo ihm eine sorgenfreie Existenz gesichert ist. Liszt las uns den Brief des Königs (in Abschrift) vor. Letzterer spricht darin dem Komponisten aus, wie sehr ihn seine Musik von früher Jugend an begeistert, welchen Genuss er daraus geschöpft habe; wenn er ihm daher jetzt München als Wohnort anbiete, so sei dies nur ein Ausdruck aufrichtiger Dankbarkeit, die er ihm schulde.

Vor gestern besuchte ich Liszt in seinem Kloster Santa Maria del Rosario, am Monte Mario gelegen, mit prachtvoller Aussicht auf Rom und aufs Gebirge. Früher ist es stark bevölkert gewesen, denn die Zahl der Zellen ist nicht unbedeutend. Jetzt

lebt dort ein einziger Dominikaner, ein Klosterdienner und Liszt. In der kleinen Kirche, die offen nach der Landstraße hin liegt, liest der Dominikaner jeden Morgen die Messe. Liszt ist stets zugegen; er sitzt fürstlich in einer oben mit Fensterverschlag angebrachten Loge, die wenige Schritte von seiner Zelle entfernt ist — ganz wie Karl V. im Kloster San Justo, der aber nötigenfalls sogar von seinem Bett aus die Messe hören konnte.

Zum Kloster führt von der Landstraße aus eine hohe, prächtige Doppeltreppe. Die Pforte ist stets geschlossen, man zieht an einer Glocke, deren melancholischer Ton durch alle Gänge des Klosters dringt — eine Klosterglocke und die Turmuhr eines alten Schlosses haben für mein Ohr stets einen eigenen Zauber. Dann erscheint der Diener, der bei Liszt anmeldet.

Liszt verdankt diese Wohnung dem als ultramontan bekannten Pater Theiner, seinem Freunde, dem er den Wunsch nach einer stillen, ruhigen Zelle mitgeteilt hatte. Vor ihm hat dort der Pater Ventura gewohnt.

In der Mitte des ziemlich großen Raumes steht ein langer Arbeitstisch, an den Wänden ist eine kleine Hausbibliothek aufgestellt; außerdem zählte ich dort und in den Fensternischen etwa zwölf große und kleine Heiligenbilder. Auf einem Ecktische liegt in Marmor gehauen die Hand Chopins; daneben ein Etui mit einem Ring, den Pius IX., als er Liszt im vorigen Jahre besuchte, ihm geschenkt hat. Neben dem Arbeitstisch steht ein ziemlich bejahrtes Pianino, das zudem an schlechter Stimmung leidet, und — was das Scherhafteste ist — das D im Bass gibt nicht an. Auf einem solchen Instrument arbeitet jetzt derselbe Franz Liszt, vor dem einst die massivsten Flügel Europas zitterten, und der ein halbes Menschenalter hindurch wie ein donnernder Jupiter die ganze Künstlerwelt beherrscht hat. Er spielt jetzt fast gar nicht mehr; in seiner Wohnung berührt er das Klavier nur zum Komponieren. Zurzeit ist er beschäftigt, die neunte Beethovensche Symphonie für Klavier zu bearbeiten.

Mich amüsiert es immer sehr, ihn wiederzusehen. Alles, was er sagt, trägt den Stempel der Originalität und großer Genialität an sich, und man merkt ihm stets an, daß er einst-mals eine kolossale Stellung in der Welt einnahm. Die früheren historischen langen Haare trägt er noch — grau in grau — und wenn er am Klavier sitzt, so unterläßt er nicht, während seines Spiels wenigstens einmal ganz plötzlich den Zuhörer scharf und durchdringend anzusehn, um zu wissen, ob er auch gehörig aufmerksam ist; diesen Zug — ein Überbleibsel aus seiner großen Vergangenheit — habe ich hier jedesmal wieder bemerkt, wenn ich ihn vortragen hörte.

Unbezahlbar ist es, wenn er in einer Gesellschaft zum Spielen aufgefordert wird und keine Lust hat. Er wird dann gegen die Wände überschwenglich höflich, spricht geistreich über Musik, tritt ans Klavier, gibt einen beliebigen Akkord an, läßt dabei sein dämonisch-sarkastisches Auge durchs ganze Zimmer blitzen, murmelt innerlich: „Ihr Ochsen!“ nimmt seinen Hut und schrammt ab.

Was meine eigenen Beziehungen zu Liszt betrifft, so sind sie auf das richtige Maß künstlerischer Höhe gebracht, seitdem wir uns in der musikalischen Matinee bei mir gegenseitig haben schäzen lernen. „Nous ne parlons que de nos dernières compositions et Liszt se flatte d'être mon collègue!“ So ist das beiderseitige Verhältnis ganz richtig von ihm aufgestellt!

Als ich ihn vorgestern gerade verlassen wollte, kam sein Landsmann Rémenyi, ein fulminanter Violinspieler. Er brachte außer dem englischen Vizekonsul in Neapel, Mr. Douglas und dessen Frau und Tochter, noch seine Violine mit, und da Liszt gerade vor kurzem das Lenau'sche Zigeunerlied komponiert hat, so spielte es Rémenyi, der es für die Violine arrangierte, uns vor. Liszt begleitete auf dem Pianino ohne D. Aber die Komposition ist höchst originell, und das ungarische Blut Rémenys kam in solche Aufregung, daß er während des

Spiels fast herumtanzte, wie seine Magharen es in der Pushta tun.

Zum Schluß spielte dann noch eine echt britische Szene. Douglas trat plötzlich vor Liszt mit den Worten: „Darf ich Sie um eine Gnade bitten?“ — „Mit Vergnügen.“ — „Darf ich auf Ihrem Instrument einen Akkord angeben?“ — „So viele Sie wollen.“ Damit ging Douglas majestäisch ans Pianino, gab einen Akkord an, nahm dann sein Notizbuch und verzeichnete darin, daß er am Montag, den 30. Mai 1864, nachmittags 4 Uhr im Kloster bei Franz Liszt auf dessen Pianino einen Akkord angegeben habe.

Freitag, den 3. Juni.

Vorgestern abend sind Willisens von Florenz wieder eingetroffen.

Ich speiste den Tag bei Meyendorff, der bei der jetzigen Verstimmung zwischen Petersburg und Rom wohl noch lange hier Geschäftsträger bleiben wird. Kisseleff kann wegen seiner Heiratsgeschichte nicht nach Rom zurückkehren, und einen andren vollen Gesandten schickt der Kaiser nicht, da ihn die Polenrede des Papstes sehr schmerzlich berührt hat: „Je suis ému de voir le Pape déchainer ainsi son ressentiment contre la Russie.“ Antonelli fährt immer neue Sprüche auf, um die Verstimmung zu löschen, aber das Wort ist einmal gesprochen, und das Wort eines Heiligen Vaters hallt in der ganzen katholischen Welt wider. Daß der alte Herr auf diese Weise recht viel Schwierigkeiten bereitet, kann Antonelli freilich nicht geradezu aussprechen, aber er deutet es wohl an, wenn auch nur in der leisen Tonart.

Überhaupt ist das Verhältnis Antonellis zum Papste kein sehr rosiges. Täglich, stündlich hat der Kardinal-Staatssekretär beim Heiligen Vater gegen die Intrigen des Monsignore Mérode zu kämpfen, der ein geschworener Feind Antonellis ist und diesem auf alle Art das Leben sauer macht. Das glän-

zendste Meisterstück seiner Rabale war die Verhaftung des Herrn Fausti, der zur nächsten Umgebung Altonellis gehörte und eines schönen Tages gefänglich eingezogen wurde, weil man ihn der engsten Beziehungen zur Aktionspartei anklagte. Daz̄ diese Anklagen noch bis zur heutigen Stunde nicht rechtsskräftig festgestellt sind und hauptsächlich auf Aussagen zweifelhafter Persönlichkeiten beruhen — das wissen nicht viele, und am wenigsten erfährt es der Papst. Letzterem gegenüber kann Méröde die Faustische Geschichte, die noch immer hier im Gefängnisse weiter spielt, als eine Zwickmühle wider Altonelli gebrauchen, der überdies dem Papst auch aus anderen Gründen verhaft ist. Der Kardinal liebt nämlich das schöne Geschlecht und das Gold. Er stammt aus der kleinen Ortschaft Sonnino an der neapolitanischen Grenze, einem berüchtigten Räubernest. Seine Eltern waren arm; er selbst ist aber seit 1849 reich geworden, soll mehrere Millionen besitzen, hat seinen Bruder zum Direktor der hiesigen Bank eingesetzt und macht mit diesem große Geldgeschäfte. Das alles liebt der Papst nicht. Und da Méröde, statt sich zu bereichern, sogar sein Vermögen im Dienste Seiner Heiligkeit zusehen soll, so ist dessen moralischer Einfluss auf Pio IX. viel größer als derjenige Altonellis. Eine vollständige Trennung des Papstes von letzterem, wie Méröde sie wünscht, ist aber nicht möglich. Ihre Ehe hat schon zu lange gedauert, und Altonellis Stellung zum diplomatischen Corps und zu den Höfen ist so gut, daz̄ es dem Papst schwerfallen würde, ihn in dieser Hinsicht zu ersezzen.

Daz̄ Antonelli sich mit allen fremden diplomatischen Elementen so gut gestellt hat, ist um so mehr zu bewundern, als er 58 Jahre alt geworden ist, ohne jemals über die Grenzen des Kirchenstaats hinauszukommen. Er übersieht seit 1847 das ganze Weltgetümmel von seinem engen Kabinett im Vatikan, zu dem man, wie ich schon schrieb, so hoch steigen muß, daz̄ jemand neulich sagte: Quand les diplomates entrent chez le cardinal ils ont toujours le cœur palpitant.

Beim Meyendorffschen Diner war Gregorovius, dann ein Kanonikus Sanelli (Frondeur, sehr unterrichtet und witzig) und il Commendatore Visconti, commissario delle Antichità e Presidente del Collegio filologico dell' Università Romana, der sehr amüsant erzählte, wie man, wenn er nicht aufpasste, die auf päpstlichem Grund und Boden gefundenen Statuen und Antiken bei Nachtzeit auf anderem Privatboden vergrabe, sie dort als etwas Neues wieder auffinde und schließlich von der päpstlichen Regierung große Summen zum Ankauf der Statuen verlange. Mit dem Besitzer des Bodens fänden die Be treffenden sich dann leicht ab.

Nachmittags.

Ein erfrischendes Gewitter ist vorüber, der Regen hat auf gehört; mein Fenster ist geöffnet, ich lasse Orangen- und Blumenduft hereinziehen. Könnte ich diesen Zeilen recht viel davon beifügen!

Gestern verlebte ich einen sehr schönen Tag in Genzano im Albanergebirge mit Urrussow (von der russischen) und Graf Thomar (von der portugiesischen Gesandtschaft). Das sogenannte Blumenfest, festa della infiorata, wurde gefeiert, ein Fest, das nur alle 20 Jahre stattfindet und nur von einem poetischen und sinnigen Volk erfunden und ausgeführt werden kann.

Von dem Marktplatz in Genzano (Piazza di San Sebastiano) gehen radienförmig vier Straßen ab. Zwei steigen bergan. Nun ist es ein alter Brauch, daß acht Tage nach dem Fronleichnamsfest — wie überall — so auch in Genzano eine Prozession stattfindet, um das Allerheiligste in die Kirche zurückzubringen, aus der es am Corpus-Domini-Tage in eine andere Kirche getragen war. Dieser Zug geht durch die beiden berganstiegenden Straßen Genzanos. Daß die Wege, über welche sich eine Prozession bewegen soll, mit Blumen und Zweigen bestreut werden, ist eine alte malerische Sitte. Doch die glaubensfreudigen Bewohner von Genzano wollen den Pfad würdiger bereiten.

Zunächst wird er durch Burbaumguirlanden abgegrenzt. Zwischen ihnen sieht man nun, wenn man wie wir an jenem Tage noch vor Mittag nach Genzano kommt, auf dem glatten Pflaster alle möglichen Muster mit breiten, weißen Strichen angegeben. Höchst zierlich, höchst mannigfaltig — es sieht aus, als läge ein Teppich neben dem anderen, aber jeder mit einem andern „Dessin“.

Gegen 1 Uhr fangen nun diese Linien an, sich zu beleben. Von allen Seiten erscheinen Leute mit großen Körben, die mit frischen Blumenblättern gefüllt sind. In einem leuchten weiße, in anderen rosa Rosenblätter. Alle Nuancen sind vertreten, die Körbe stehen da wie bunte Farbentöpfe. Die malerische Ausführung ist genau vorgeschrieben: an den Seiten einer jeden Teppichabteilung wird ein koloriertes Musterblatt aufgehängt — nun beginnt die Arbeit. Der eine streut in die kleinen auf dem Pflaster vorgezeichneten Rosetten gelbe Blüten vom Goldregen, der andere füllt die Karrees mit Weiß, ein dritter „malt“ breite, dunkelrote Mohnstreifen. Steigt man einige Schritte höher, so sieht man Arbeiter, die in die Mitte eines solchen Teppichs das Papst- oder ein Kardinalswappen einfügen. Diese sind aber schon vorher zu Hause sorgfältig auf einem Brett aus kleinen Blumenblättern ausgeführt, täuschend wie die schönsten Gobelins. Da sieht man Adler, Löwen, Tauben, Drachen, Tiaren, rote Kardinals- und violette Bischofshüte. Auf einzelnen Teppichen sind Stellen aus der Bibel eingewirkt, vielfach auch das Zeichen des Allerheiligsten oder die Anfangsbuchstaben des griechisch geschriebenen Wortes „Jesus“.

Zwei Stunden, und alles ist fertig. Jedes Muster findet sich nur einmal. Die Erfinder dieser Feerie müssen fabelhafte Phantasie gehabt haben, gleich den Webern in Kaschmir, den Miniaturmalern des Koran oder den frommen Mönchen der Evangelienbücher.

Die Ausführung des Festes kostet den Bewohnern von Genzano 2000 Skudi. Daher es nur alle 20 Jahre stattfinden

kann, während welcher Zeit die Kommune für das nächste Fest sparen muß.

In dem kleinen Orte wogte es von Nationalkostümen aller Art; die Genznerinnen, Albanerinnen, Frascatinerinnen in ihren eigentümlichen roten Jacken, das breite, weiße Tuch über dem Kopf.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr setzte sich die Prozession in Bewegung und schritt unter den rauschenden Klängen der Musik über die Blumenteppiche.

Rom, 6. Juni 1864.

Sonntagvormittag habe ich in der Kirche Santa Caterina da Siena der Einsegnung zweier Nonnen beigewohnt. Die eine war jung und hübsch, die andere etwa 30 Jahre. Gegen 11 Uhr füllte sich die elegante kleine Kirche, zu der das Nonnenkloster gehört. Der Eingang war mit frischem Grün bestreut. Schweizer mit Hellebarden von der päpstlichen Garde hielten Wache. Ein Teil der Kirche war für die Anverwandten und Freundinnen der beiden Einzukleidenden abgesperrt.

Es erschien dann zunächst der Kardinal Guidi, ein kleiner feister Herr, mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge. Dieser hatte Beide mit ihren künftigen Pflichten bekannt gemacht.

Endlich kamen die Himmelsbräute in weißen Gewändern, Blumen im Haar, ein Lächeln auf den Lippen, um aller Welt zu zeigen, daß sie mit voller Freudigkeit der Welt entsagen. Ein kleiner, als Engel gelleideter, sechs- bis siebenjähriger Lockenkopf in weißem Rosenkranz schritt vor ihnen her. Hinter ihnen ging die hier lebende Infantin von Portugal als Brautmutter der Jüngern, dann folgten die nächsten Angehörigen.

Bevor die Bräute den abgesperrten Teil der Kirche betraten, schritten sie auf einen Seitenaltar zu, vor dem rote Samtkissen ausgebreitet waren. Hier knieten sie nieder, um zu beten. Die Orgel spielte dazu echt italienisch im Dreivierteltakt.

Dann traten sie vor den Altar.

Bei dergleichen Zeremonien dürfen noch Kinder als Engel verkleidet in der Kirche erscheinen. Bei den auf der Straße herumziehenden Prozessionen ist dies aber vor acht Tagen durch den Vikar von Rom aufs schärfste untersagt. Es war damit viel Unfug getrieben worden.

Ein anderes Verbot, das der liberale Kardinal Andrea in Subiaco hat ergehen lassen, wird dort und hier viel besprochen. In Subiaco, im Gebirge, befand sich ein Madonnenbild, dessen Augen so gemalt waren, daß sie nach längerem Ansehen sich zu bewegen schienen. Diese optische Täuschung wurde natürlich von der Geistlichkeit wacker ausgenutzt. Andrea hat das Bild weg schaffen lassen. Darob großes Geschrei gegen ihn.

Dahingegen werden wir am 14. d. M. ein echt römisch-katholisches Drama erleben.

Es kommt nämlich darauf an, kirchenrechtlich festzustellen, ob die Wunder, die der zu Diez in Brabant 1559 geborene, als Scholasistikus der Jesuiten zu Rom im Jahre 1621 verstorbene Johann Berckmann hier und in Ronciglione ausgeführt hat, der Art gewesen sind, daß er darauf hin beatifiziert oder seliggesprochen werden kann. Das Beatifizieren steht, wie mein römischer Gönner, Graf Gozze, auseinander setzte, eine Nummer unter dem Kanonisieren oder Heiligsprechen: Selig = roter Adlerorden, heilig = schwarzer Adlerorden.

Schon Papst Gregor XVI. hat die Aufmerksamkeit auf diesen Berckmann gelenkt und 1844 ein Dekret erlassen, durch welches er dessen „heroische Tugenden“ anerkennt. Pio Nono wußte nichts von der ganzen Sache, sie wurde ihm von den Jesuiten vorgetragen, weil diese nach einem neuen Seligen für ihren Orden verlangten. Dergleichen wird hier von Orden, Städten, Familien, Ortschaften betrieben und eingeleitet, wie bei uns für eine Ordensverleihung intriguiert wird.

Also Gregor hat das Eis gebrochen, und zwar schon vor 20 Jahren. Seitdem sind diese Wunder untersucht. Sie be-

stehen darin, daß Berckmann vier von den damaligen Ärzten für unheilbar erklärte Personen dennoch geheilt hat.

Nun ist die Sache an eine Kommission gegangen. Zwei Ärzte sind aufgefordert, ihr Gutachten abzugeben, ob — nach den vorhandenen Traditionen — jene vier Kranken wirklich vom medizinischen Standpunkt als unheilbar zu betrachten waren. Einer der begutachtenden Ärzte ist Dr. Taussig, früher Leibarzt des Großherzogs von Toskana, seit 1859 in Rom, hier in hohen geistlichen Kreisen sehr beschäftigt; ein Schlaufkopf und guter Arzt. Der und ein Dr. Tamioni haben große Schriften angefertigt pro rei veritate: nur ein Wunder habe die vier Personen retten können.

Der Form wegen wird nun auch eine Schrift dagegen geschrieben, und so ist denn allmählich ein Altenheft von 225 Seiten Großquart entstanden, welches am 14. cr. der Congregation préparatoire des rites zur Beurteilung und sodann den Kardinälen unter Vorßitz des Papstes zur Erledigung vorgelegt wird. Ein Anti-Papist sagte neulich: „La papauté ne s'écroulera jamais, car elle est fondée sur une erreur.“

Mit Pio IX. geht es wieder erträglich; die Conclavefrage ist einstweilen beiseite geschoben.

Gestern besuchte mich der Dr. Castano, Chef du service de santé à la division d'occupation à Rome. Er hat als Oberarzt die Expedition nach China mitgemacht und darüber ein Werk veröffentlicht, welches er dem König zu überreichen wünscht; deshalb sein Besuch. Dieser war mir besonders interessant, weil Pio IX. den Herrn Castano vor acht Tagen zur Konsultation hatte zu sich kommen lassen. Nach Castanos Ansicht ist das päpstliche Fußübel von untergeordneter Bedeutung; die Hauptache, die seine italienischen Ärzte gar nicht zu kennen scheinen, ist ein Herzleiden, welches auch der Grund seiner häufigen Ohnmachten ist. Castano hat nun möglichst wenig Bewegung verordnet, damit die Beine geschont werden, und

wünscht, daß der Papst frische Landluft genießt. Er hiebt den Zustand für gar nicht gefährlich.

Also eine ganz neue Anschauung.

Castano war kürzlich in Paris. Er erzählt, Louis Napoleon sei jetzt aufs eifrigste beschäftigt, sein Werk über Julius Cäsar zu vollenden, welches aus acht großen Teilen bestehen soll. Das wird ein Ereignis werden. In gründlichen Nachforschungen hat er es nicht fehlen lassen. Seine Ingenieuroffiziere sowohl wie Gelehrte haben in Frankreich wie in Italien, am Rhein und in anderen Gegenden Messungen, Untersuchungen und Nachgrabungen aller Art anstellen müssen. Hier ist Herr Rosa, Vorstand der farnesischen Gärten (der Kaiserpaläste) mit Aufträgen der Art beeckt worden. Der Stil wird natürlich prachtvoll sein, und Ansichten von Louis Napoleon über einen Mann wie Cäsar zu hören, ist schon der Mühe wert. Wenn dieses Buch fertig ist, geht er an eine Geschichte Karls des Großen, zu der bereits die Sammlungen begonnen sind.

Um auf Pio IX. zurückzukommen, dessen Krankheit und Gesundheit die Basis aller hiesigen politischen Betrachtungen bildet, kann angenommen werden, daß nach den genealogischen und Altersberechnungen, die über seine Familie und Vorfahren angestellt sind, ihm noch ein großes Stück Leben aufbewahrt ist. Sein Großvater, Graf Hercules Mastai ist 96 Jahre alt geworden; sein Vater, Graf Hieronymus, 84 Jahre; dessen Frau (seine Mutter), Gräfin Katharina, 82 Jahre. Sein ältester Bruder, Graf Gabriel, ist gegenwärtig 84 Jahre alt; ein anderer Bruder, Graf Gaëtan, 80 Jahre; eine Schwester, Gräfin Benigni, 70 Jahre; alle sehr gut konserviert.

Einer seiner Neffen ist Artillerieoffizier in piemontesischen Diensten, wo er täglich schöne Sachen über seinen Onkel hören mag.

Der Papst tut für seine Familie fast gar nichts und unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, die fast ohne Ausnahme ihre Familien zu heben und zu bereichern wußten. Im

großartigsten und übermächtigsten Stil ist dieser Nepotismus von den Heiligen Vätern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gehandhabt worden. Denn der ganze vornehme, reiche Adel Roms mit seinen prachtvollen Palazzi, seinen schönen Villen besteht aus Familien, die von Hause aus wenig besaßen und dann durch einen zu ihnen gehörigen Papst mit weltlichen Schätzen gesegnet wurden. Die Aldobrandini, die Borghese, die Rospigliosi, Barberini, Chigi, Pamphili, Odescalchi würden vermutlich kleine, unbedeutende Familien sein, wenn sie nicht ihren Clemens VIII., der ein Aldobrandini war, ihren Paul V., der ein Borghese war, ihren Clemens IX., der ein Rospigliosi war, ihren Urban VIII., der ein Barberini war, ihren Alexander VII., der ein Chigi war, ihren Innocenz X., der ein Pamphili war, ihren Innocenz XI., der ein Odescalchi war, gehabt hätten. Alle diese Clemens, Paul, Urban, Alexander waren gute, liebe Brüder, Onkel und Vettern, die, weil sie selbst keine Kinder hatten (wenigstens nicht ostensible), sich um so zärtlicher gegen ihre Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten erwiesen. Raum war ein solcher Herr aus den Intrigen des Conclaves als Papst hervorgegangen, zeigte er sich schleunigst bedacht, großen Grundbesitz für seine Familie zu erlangen. Sobald die Ländereien zusammengebracht waren, wurde das Pergament unterschrieben, durch welches er den Bruder oder Neffen zum Principe erhob; Palazzi und Bildergalerien wurden für diese angelegt; in der Vorhalle ward der Thron mit Balustrade errichtet, über welchem auf rotausgeschlagener Wand das fürstliche Wappen prangte, wie man diese Vorkehrungen noch jetzt als Zeichen der einstigen feudalen Macht in den Palazzi sieht; ein Heer von Lakaien und Läufern ward in reiche Livreen gesteckt; die Karosse wurden glänzend vergoldet, prächtige Züge von Pferden angeschafft, und der neue Principe rollte durch die Straßen Roms.

Diese Nepotenvirtschaft hat bis zum Anfang unseres Jahrhunderts gedauert; Pius VI., der Gründer der Familie

Braschi (1775 — 1799) war der letzte dieser vorsorglichen Päpste.

In den Kreisen jener hohen römischen Adelsfamilien gehiehen natürlich aufs Lippigste die streng-legitimistisch-papistisch-bourbonischen Grundsätze. Ein Borgheze sucht etwas darin, für einen strammen Reaktionär zu gelten; mein guter Odo Russell, ein selten liebenswürdiger, talentvoller Mensch mit großem Namen, erscheint nicht bei Borgheze, weil er sich durch seine Depeschen als eifriger Gegner der Bourbons und der Brigantenwirtschaft dokumentiert hat.

Andere römische Familien lassen sich freilich dadurch nicht abhalten, Russell bei sich zu sehen. Einige sind sogar ganz liberal, wie der Fürst Piombino, der eine Adresse an Louis Napoleon gegen den weltlichen Besitz des Papstes mit unterzeichnet hat, so daß er Rom verlassen und nach Paris überfiedeln mußte.

Der Bedenklichste unter den Abtrünnigen ist der Herzog Sforza Cesarini. Er wurde auch liberal, schloß sich den Piemontesen an, zog als Präfekt mit Freischaren in Viterbo ein. Seitdem kann er sich hier natürlich nicht mehr sehen lassen. Er ist jetzt Mitglied des Senats in Turin.

Rom, 10. Juni 1864.

Das Wetter kann im Norden nicht schlechter sein als hier; Regen, Wind, grauer Himmel, kühle Luft. Der Römer ist außer sich: brutissimo tempo; un giorno di Gennaio o Febbraio! Als Abwechslung finde ich einen solchen Februaritag im Juni garnicht unangenehm, zumal man sicher weiß, daß morgen sich schon wieder der schöne, blaue Himmel zeigt.

Über den Seligsprechungsprozeß haben mir meine zwei Freunde, Graf Gozze und der Kanonikus Sanelli noch Näheres erzählt. Beide Herren sprechen mit hoher Anerkennung und großer Wärme von dieser Einrichtung der katholischen Kirche. Einen solchen Standpunkt der Anschauung vermag ich zwar

nicht zu erklimmen, aber interessant ist der Ernst und die Gründlichkeit, mit der solche Beatifikations- oder gar Kanonisationsprozesse geführt werden. Die Akten aller derartigen Prozesse sind in Rom. Leibniz soll den Wunsch geäußert haben, sie zu sehen; man hat ihm einen Prozeß geschickt; er soll im Staunen über die Gründlichkeit geäußert haben: „Dannach ist es nicht möglich, Rom zu betrügen.“ Die Hauptfigur dabei ist der sogenannte offiziell bestellte Advocatus diaboli, dessen Aufgabe es ist, alles aufzusuchen, was gegen Beatifikation oder Canonisation der betreffenden Person sich einwenden läßt, um dann letztere so schlecht wie möglich zu machen; als Quelle dazu benutzt er die vorhandenen geschichtlichen Überlieferungen, Briefe von der Person, an dieselbe oder über dieselbe. Es liegt in der Hand eines geschickten Advocatus diaboli, die ganze Prozedur zu hintertreiben. Oft dauert ein solcher Prozeß fünfzig bis hundert Jahre. Die Kosten eines derartiger Verfahrens sind natürlich sehr groß: sie belaufen sich zuweilen auf 1- bis 200 000 Skudi. Um das Geld aufzubringen, legt jeder Orden eine eigene Sammlung an; je mehr Kapitalien er hat, desto mehr Beatifikationsprozesse kann er einleiten. Papst Benedikt XIV. hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwei große Folianten über hiermit zusammenhängende Fragen geschrieben. —

Dr. Tauffig, von dem ich neulich schrieb (als Mitakteur im Berckmannschen Prozeß), hat schon vor Jahren die Herzkrankheit des Papstes erkannt, die jetzt auch der französische Militärarzt Castano gefunden. Tauffig wurde nämlich vom Papst konsultiert und von letzterem hauptsächlich danach gefragt, ob er (Pio IX.) an einem Herzübel leide. Tauffig verneinte das. Der Papst ward dringender und fragte ihn aufs Gewissen. Tauffig blieb beim Verneinen. Nachdem die Konsultation beendet, eilt Tauffig zu Antonelli, um ihm mitzuteilen, daß der Papst ein Herzleiden habe. Antonellis erste Frage ist, ob er das Seiner Heiligkeit gesagt, worauf Tauffig erwidert, er

habe es nicht über sich gewinnen können, einem alten Manne eine solche Enthüllung zu machen. Der Kardinal gibt ihm entschieden Unrecht, geht dann selbst zum Papst und macht ihm die Erklärung, daß er ein Herzübel habe. Pio IX. fragt, wer das sage. Antonelli erwideret: „Dr. Tauffig, der aber nicht gewagt hat, es Eurer Heiligkeit auszusprechen.“ Diese gutgemeinte Rücksicht machte auf Pio IX. einen so unangenehmen Eindruck, daß er nur sagte, er wolle den Dr. Tauffig nie wieder vor Augen haben. —

Mit großer Spannung sieht man dem Eintreffen der Consalvischen Memoiren entgegen, welche vor etwa acht Tagen in Paris von dem Buchhändler Henri Plon veröffentlicht und von Crétineau-Joly mit einer Einleitung und Noten versehen worden sind. Dieser Crétineau-Joly ist der brillanteste, gelehrteste und geistreichste Schriftsteller, den das legitimistisch-katholische Frankreich für Kirchengeschichte aufzuweisen hat; seine „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus“ hat großes Aufsehen gemacht, ebenso sein „L’Église romaine en face de la révolution“. Er gebietet über ein großes Wissen, sein Stil ist glänzend, mitunter sehr scharf. In seiner Eigenschaft als fanatischer Widersacher von Louis Napoleon wurde er während des Krimkrieges von den Russen aufgefordert, den „Nord“ zu dirigieren, der damals gerade in Berlin gegründet werden sollte. Joly wurde aber plötzlich von Hindeldey ausgewiesen und sah sich sodann genötigt, in Belgien Schutz zu suchen. In jener Zeit begegnete ich öfters der dämonischen Gestalt Crétineau-Jolys unter den Linden. Er war kürzlich hier, um über Consalvi Material zu sammeln.

Im Leben dieses Kardinals, der vom Jahre 1800 bis 1823 dem Papst Pius VII. zur Seite stand und lange den Platz einnahm, den jetzt Antonelli bei Pio IX. behauptet, außerdem in Paris, London und Wien für die Interessen der Kirche sehr tätig gewesen ist — in einem solchen Leben, welches dem

von Napoleon I. so tragisch behandelten Papst geweiht war, wird natürlich Crétineau-Joly reichen Stoff finden, um heftige Angriffe gegen die Napoleoniden zu unternehmen. Das Buch kann sehr interessant werden.

Sanelli erzählte mir folgenden Zug vom Kardinal Consalvi:

Es war eine große Überschwemmung in Rom. Fast sämtliche tiefgelegenen Stadtteile standen unter Wasser. Die Bewohner waren auf die Dächer geflüchtet; aller Verkehr gestört; den Unglücklichen, die kaum dem Wasser entronnen, drohte jetzt der Hunger. Man sah vergeblich nach Hilfe aus. Da erscheint mit dem Grauen des Tages ein Nachen auf den bewegten Wassermassen. In dem einsamen Fahrzeug steht neben dem rudernden Knecht eine hohe, männliche Gestalt in rotem Gewande. Die Barke kommt näher. Bei den ersten Dachspitzen angelangt, reicht der Unbekannte den Frauen, Männern und Kindern Brot, Fleisch und andere Lebensmittel, die er in seinem Fahrzeug mitgenommen. Nun allmählich erkennt man ihn: es ist der Kardinal Consalvi, der es zuerst und allein gewagt, sich dem tobenden Element anzuvertrauen, um den Unglücklichen Hilfe zu bringen. Sein Beispiel wirkt begeisternd. Bald sehen sich auch andere Fahrzeuge mit Lebensmitteln in Bewegung, und der ersten Not ist abgeholfen.

Consalvi sprach gern von der Unmöglichkeit, der hohen römischen Kurie in irgendeiner Hinsicht, z. B. in Bezug auf Conclave- oder Etikettenfragen, Verhängung von Strafen oder Beseitigung von gefährlichen Personen einen neuen Kasus vorführen zu können. Er meinte, daß die Kurie stets einen ähnlichen als Vorgang nachweisen könne aus ihrem großen Hauptbuch der diplomatisch-historischen Traditionen, in dem seit Jahrhunderten alle Fälle, die in Rom zur Sprache gekommen, verzeichnet seien; dort schlage man nach; dort finde man immer ein ähnliches Vorkommnis, und dann — setzte der Kardinal witzend hinzu — wird slavisch so verfahren, wie vor so und so viel hundert Jahren; so slavisch, daß, wenn

z. B. Petrus nach Rom käme, er ganz gewiß wieder gekreuzigt werden würde, weil er vor achtzehnhundert Jahren auch gekreuzigt worden ist.

Als Vorläufer der Consalvischen Memoiren haben die Pariser Journale einen Brief abgedruckt, den Pius VII. im Jahre 1817 an Consalvi geschrieben, um das Los des Kaisers Napoleon auf St. Helena zu erleichtern. Von dort waren traurige Berichte und Klagen nach Rom gedrungen. Der Papst hatte alle die furchtbaren Demütigungen vergessen, die er durch den Kaiser erduldet, er gedachte nur des Konkordats, welches ebenderselbe Herrscher mit ihm zum Frommen der katholischen Kirche geschlossen. Er schrieb: „La famille de l'Empereur Napoléon nous a fait connaître, par le Cardinal Fesch, que le rocher de l'île de Saint Hélène est mortel et que le pauvre exilé se voit dépitier à chaque minute. Nous avons appris cette nouvelle avec une peine infinie, et vous la partagerez sans aucun doute, car nous devons nous souvenir tous les deux, qu'après Dieu, c'est à lui principalement qu'est dû le rétablissement de la religion dans ce grand royaume de France. La pieuse et courageuse initiative de 1801 nous a fait oublier et pardonner depuis longtemps les peines subsequentes. Savone et Fontainebleau ne sont que des erreurs de l'esprit ou des égarements de l'ambition humaine (*das ist wirklich eine hochherzige Auffassung*). Le concordat fut un acte chrétienement et héroïquement sauveur . . . nous sommes certains d'entrer dans vos intentions en vous chargeant d'écrire de notre part aux souverains alliés et notamment au prince régent qui nous a donné tant de témoignages d'estime. C'est votre cher et bon ami (Consalvi war sehr befreundet mit dem Prinzregenten von England) et nous entendons que vous lui demandiez d'adoucir les souffrances d'un pareil exil. Ce serait pour notre cœur une joie sans pareille que d'avoir contribué à diminuer les tortures de Napoléon. Il ne peut plus être un danger pour quel-

qu'un; nous désirerions qu'il ne fût un remord pour personne“.

Die Katholiken triumphieren über diesen schönen Brief, und Sanelli sagt: „La papauté a fait des fautes, mais elle a aussi ses belles pages.“

Pius VII. hat hierbei besonders die Bitten der Madame Laetitia berücksichtigt, die in Rom im Palazzo Bonaparte lebte und dort erst 1836 gestorben ist. Sie soll sehr verständig gewesen sein und zu einer Zeit, wo ihr Sohn im höchsten Taumel des Ruhmes und Glückes schwelgte, stets beim Eintreffen einer neuen Siegesnachricht in ihrer italienischen Aussprache trocken geäußert haben: „Pourvou que ça doure.“

Consalvis Liberalismus erschien Bielen so bedenklich, daß nach dem Tode des Papstes Pius VII. im Jahre 1823 alles in Bewegung gesetzt ward, um einen Papst auf den Thron zu bringen, der reaktionäre Saiten aufspannen würde. Die Kardinäle vereinigten ihre Stimmen im Conclave zugunsten des Kardinals Severoli. Es hatte schon den Anschein, als ob dieser den Sieg davontragen würde. Und groß war Severolis Freude. Sein Leben lang hatte er all' sein Hoffen, Dichten und Trachten auf das eine Ziel gerichtet: dermaleinst als Papst zu sterben. Nun trat im Conclave die Verwirklichung dieser Hoffnung so nahe an ihn heran, daß er — wie man erzählt — schon auf die Knie gefallen sei, um den Himmel zu fragen, ob er auch wirklich Kraft und Stärke genug besitze, diese Würde übernehmen zu können ...

Da plötzlich ertönt aus einer Ecke des Conclavezimmers ein schrilles Veto, welches der Kardinal Albani, als Protector nationis austriacae gegen Severoli vorbringt. Letzterer war früher Nunzius in Wien gewesen, hatte sich dort zur Zeit der Verheiratung Napoleons mit Marie Louise unliebsam gemacht; also durfte er nicht Papst werden. Albani war freilich Kardinal, hatte aber nicht die Weihen, konnte somit nicht ins Conclave. Da nun niemand anders als er das Veto vorbringen

durfte, so mußten ihm Hals über Kopf die Weihen verabfolgt werden. Raum war er conclavefähig, so eilte er dorthin und konnte gerade noch im letzten Moment sein Veto loslassen.

Severoli fällt durch, zieht sich äußerlich mit Ehren aus der Sache, indem er sich doch für zu schwach und zu wenig fähig zur Übernahme einer solchen Würde gefühlt habe. Gleich nachher hat er sich gelegt und ist bald darauf an gebrochenem Herzen gestorben. Es folgte nun Papst Leo XII., bekannt durch die Seligsprechung des Minoriten Julianus, der gebratenen Vögeln geboten hat, fortzufliegen. Dies Mirakel ist aber doch so exorbitant gewesen, daß selbst der Advocatus diaboli nichts dagegen hat auffinden können.

Rom, 21. Juni 1864.

Rom ist seit vorgestern in großer Aufregung: ein Kardinal, noch dazu einer der liberalgesinnten, hat gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes, ohne Paß heimlich die Ewige Stadt verlassen und sich in das rebellische Land Neapel begaben. Das ist keine Kleinigkeit! Und nun ist gestern auch Garibaldi auf der Insel Ischia erschienen, und da die gefährliche Eminenz dort ebenfalls die Schwefelbäder gebrauchen will, so wächst die Sensation. In wenigen Tagen wird es voraussichtlich in der Presse heißen, ein Paar rote Kardinalsstrümpfe hätten sich heimlich aus dem Staube gemacht, um sich auf Ischia ein Rendezvous mit einem roten Garibaldihemd zu geben.

Alles steckt die Köpfe zusammen; die Monsignori gehen mit langen Gesichtern herum, und die Nasen der Herren Kardinale sollen noch länger sein.

Der Held dieser Komödie ist der erwähnte Girolamo d'Andrea. Ich lernte ihn an einem der Mittwoche bei Willensens kennen, hatte gleich eine lange Unterhaltung mit ihm und merkte dabei, daß man ihn anders als die übrigen Kardinale beurteilen müsse, von denen die meisten hier für schlau und pfiffig, dabei aber für unwissend und beschränkt gelten.

Sein Vater, Marchese d'Andrea, war Minister des Königs. Dadurch wurde es dem Sohn möglich, schon mit vierzig Jahren den Kardinalshut zu erhalten. Auf diese Art, verhältnismäßig jung in glänzende Stellung gelangt, fasste er bald hochfliegende Pläne. Um sich bemerkbar zu machen, verfolgte er nach allen Seiten eine liberalisierende Richtung, fing an, mit den Gegnern des Papsttums leise zu lokettieren, zeigte sich dabei aber in allen Gesellschaften und Routs der römischen Principes und Diplomaten.

Vor drei Jahren erschien Liveranis berüchtigtes Buch: „Il papato, l'impero e il regno d'Italia“. Der Monsignore Francesco Liverani, früher Hausprälat und Protonotar des Papstes, hatte plötzlich Farbe gewechselt, war ins piemontesische Lager geschwenkt und schleuderte von dort in jener Schrift Donner und Blitze gegen den Vatikan. Zwischen ihm und Andrea sollen enge Beziehungen bestanden haben. Seitdem gilt der Kardinal, der schon früher vielen seiner Kollegen verdächtig war, für ein enfant terrible.

Da verschiedene seiner Besitzungen im Königreich Neapel von den Piemontesen eingezogen waren, wandte er sich ganz unbefangen schriftlich an Viktor Emanuel, um für den Ausfall der Einkünfte Ersatz zu erlangen. Der Re galantuomo fühlte sich natürlich übergütlich, mit einem Kardinal in Verbindung zu treten und ihm eine Aufmerksamkeit erweisen zu können. Eine reiche Entschädigung wurde gewährt. Darüber neue Errüstung im Kardinalskollegium; man sprach von Abfall, von Felonie Andreas, der es wage, vom Erzfeind des Papstes Geschenke anzunehmen.

Seit einem Jahre bereitsschon ist er leidend und bittet fortgesetzt um Erlaubnis, nach Neapel zu reisen, wo er sich in der heimatlichen Luft zu stärken hoffe. Doch Pio IX. verweigert ihm hartnäckig den Paß, schlägt ihm Nizza und die Kanarischen Inseln zur Heilung vor; nur nicht Neapel, dort könnte der unruhige Kardinal bedenkliche Dinge unternehmen!

Ein Jahr lang hat sich Andrea hinhalten lassen. Endlich aber riß ihm die Geduld. Vorigen Mittwoch machte er sich heimlich aus dem Staub und dampfte nach Neapel.

Auf der Grenzstation Ceprano hat er sein Coupé verlassen und den italienischen Polizeiagenten gefragt, ob er wohl ohne Paß nach Neapel reisen könne. Der schlaue Beamte, beim Anblick des Kardinalsornats sofort die Situation erfassend, behandelt die Eminenz mit größter Zuverkommenheit, macht nicht die geringsten Schwierigkeiten, telegraphiert aber, sowie der Zug fort ist, an die Präfektur in Neapel, in wenigen Stunden werde dort der Kardinal Andrea ankommen. In aller Eile werden Vorkehrungen zu seinem Empfang getroffen. Die Gelegenheit zu einer Demonstration war zu verführerisch. Als Andrea in Neapel aussiegt, ist die Guardia Nazionale aufgepflanzt, Flaggen wehen, von allen Seiten „*Evvivas*“. Das hat nun der, an sich schon verfänglichen Kardinalsfahrt einen besonderen Hautgout gegeben. Am Freitag ist dann zwar ein dringendes Telegramm von Andrea eingetroffen, worin er sich bei Antonelli weiß zu brennen sucht und diesen bittet, Seiner Heiligkeit zu dessen Krönungsfest seine untertätigsten Glückwünsche zu Füßen zu legen. Aber was hilft das? Die Tatsachen lassen sich nicht ungeschehen machen. Man ist also im Vatikan auf den schlauen Einfall gekommen, die ganze Geschichte mit äußerer Ruhe hinzunehmen; sie wird dort vornehm belächelt, etwa wie ein jugendlicher Studentenstreich, man entschuldigt sogar den guten Andrea; er sei wirklich leidend und — man fürchte für seinen Verstand, da Geisteskrankheiten in seiner Familie nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörten.

Mittwoch.

Auf dem Rückweg von der Engelsburg trat ich neulich mit Gregorovius in das Pantheon, jetzt Santa Maria ad Martyres genannt. Ein Zeitraum von 1800 Jahren, Feuersbrünste, christliche Glaubenseiferer haben alle in ihrer Weise

an diesem Prachtbau des alten Rom gerüttelt; aber er hat widerstanden. Spuren der Zerstörung sind freilich überall sichtbar. Noch heute zeigt das ganze Außenwerk mit seiner imposanten Vorhalle eine dunkle Färbung, die noch von der großen Feuersbrunst unter Kaiser Titus datieren mag. Den mächtigen Dachstuhl, dessen 40 Fuß lange Balken von vergoldetem Erz waren, hat Urban VIII., der Barberini, fortschaffen und daraus teils Kanonen für die Engelsburg, teils die hohen Säulen des Tabernakels in der Peterskirche gießen lassen. Pasquino spottete: Quod non fecerunt Barbari fecerunt Barberini. Die schönsten Bildsäulen sind durch Blitz zerschlagen. Ja, die Zerstörungsversuche durch die Natur selbst dauern noch bis auf diese Stunde fort; denn der ganze Tempel liegt so tief und auf so feuchtem Boden, daß im Herbst und Frühling regelmäßig das Wasser aus der Erde füßhoch anschwillt und dann die Besucher nötigt, auf Rähnen hineinzufahren. Da die Kuppel oben offen ist, so steht nach einem jeden starken Regen, mitten in der Kirche — gerade unter der Kuppelöffnung — ein kleiner See, der gewöhnlich erst nach Verlauf einer Stunde die Freundlichkeit hat, wieder abzuziehn.

So drängte und drängt alles zum Einsturz des Baus. Und trotzdem steht er noch immer stolz und mächtig da. Nicht einmal seinen ursprünglichen Charakter hat er ganz verloren. Obwohl die früheren Päpste im Innern rings um die Rotunde Altäre errichteten, obwohl Bonifazius IV. 28 Wagen voll Heiligengebeinen in die Kirche schaffen ließ, um sie durch diese Monsterausstellung von Reliquien zu einer christlichen Stätte umzugestalten, hat man doch beim Eintritt stets den Eindruck, sich in einem klassischen Tempel zu befinden; erst allmählich, wenn hier und da die Umrisse eines knienden Bauern, eine vor einem Madonnenbilde brennende Ampel sich aus dem Dunkel lösen, wird man erinnert, daß in diese Räume das Christentum eingezogen ist . . .

Von besonderem Interesse sind die Monumente der Größen,

denen hier Ehrenplätze eingeräumt wurden — vor allem Raffael's Ruhestätte. Auf einer Marmortafel links vom Altar steht das berühmte Distichon, in welchem der gelehrte Kardinal Bembo seine Begeisterung für den Freund aussprach:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vincit
Rerum magna parens et moriente mori.

(„Hier ruht Raffael: Allschöpferin Natur fürchtete, vom Lebenden besiegt zu werden — als er starb, mit ihm zu sterben.“)

Ein italienisch-leidenschaftlicher Gedanke, aber es liegt Gigantisches darin!

In einer anderen Seitenkapelle ist Consalvis Monument von Thorwaldsens Hand. Oben das edle ausdrucksvolle Marmorbild des Kardinals, unten, ein basrelief, Pius VII. an einem Tisch sitzend, die Rechte wie zum Segnen erhoben. Vor ihm steht Consalvi, das Haupt ehrerbietig gesenkt. In der Rechten hält er ein Dokument, auf dem die Worte stehen: „Pontificiae potestati restituae MDCCXIV“; die Linke weist auf sieben Jungfrauen, deren Schilde die Symbole der Städte und Gebiete tragen, die er auf dem Wiener Kongreß dem Papst wiedergewann: das gelehrt Bologna (eine Eule), die Seeprovinzen (ein Ruder), Ravennas prachtvolle Pinienwaldungen (ein Pinienapfel) usw.

Consalvi war mit dem Protestant Thorwaldsen so befreundet, daß er diesem die Ausführung des Monuments übertrug, welches er seinem päpstlichen Herrn in der Peterskirche errichtete. Den Römern war es übrigens nicht angenehm, gerade hier der Schöpfung eines Altkatholiken zu begegnen.

Ich erwähnte schon die zahlreichen Reliquien. Man geht in diesem Kultus so weit, daß oft an den verschiedensten Orten die Gebeine ein und desselben Heiligen aufbewahrt werden, so daß man manche von ihnen wohl zehnmal wieder zusammen setzen könnte. Von Johannes zum Beispiel gibt es zwei Köpfe; jede der beiden Kirchen glaubt natürlich den richtigen zu be-

sitzen. Die wundertätige Wirkung dieser Reliquien ist alte Tradition. Die meisten Krankheiten haben ihre bestimmten Heiligen. Um nun dem Volke die Verehrung zu erleichtern, gibt das hier offiziell erscheinende Diario Romano ein genaues Verzeichnis der betreffenden Heiligen mit Bezeichnung der Krankheit, für die der einzelne von ihnen besonders gerne eintritt.

Pio IX. ist wieder recht guter Dinge. Wegen des Jahrestages seiner Wahl und Krönung hat er in dieser Woche viele Audienzen erteilt, um Gratulationen entgegenzunehmen. Seine Bewegungen sind ganz flott gewesen, er hat kleine Scherze gemacht und wohl ausgesehen. Montag war Montebello mit seinem Stabe bei ihm; der Papst hat vor den Herren viel von Louis Napoleon gesprochen, während er am Neujahrsstag des Kaisers nur ganz vorübergehend gedacht hatte; Louis muß also während der letzten Zeit sehr liebenswürdig gegen Pio IX. gewesen sein.

Man sieht jetzt viele polnische Geistliche, die hierher geflüchtet sind.

Rom, 24. Juni 1864.

Heute ist Johannistag, da strömt ganz Rom nach dem Lateran, denn die Kirche ist dem Heiligen Johannes geweiht (San Giovanni in Laterano), und zum Hochamt erscheint dort heute der Papst. Die Schweizergarde mit ihren alten Hellebarden und Flambergs ist bereits aufmarschiert.

Ich ging früh hin. Tausende von Menschen wogten hin und her. In den Straßen, die auf den Lateransplatz münden standen ganze Reihen von Blumenverkäufern. Jede Römerin muß heute ihren Strauß in der Hand halten, die Armen begnügen sich mit duftenden Lavendelbüschchen und Nelken.

Die Vorfeier hat schon gestern abend auf dem Platz begonnen und die ganze Nacht gedauert. Gesellschaften von jungen Römern ziehen mit ihren schönen Römerinnen dahin.

Unter Hütten und Baracken wird getanzt und gejubelt; von allen Seiten erkönnen Guitarren, Mandolinen, Flöten und Violinen, und unter Sang und Klang verstreicht wohl manchem nur zu rasch die schöne Sommernacht.

Um Mitternacht versammeln sich dort aber auch die Hexen und ziehen gemeinschaftlich nach Benevent zur „Hochzeit“, um dort unter einem alten Baume die Tänze aufzuführen, die bei uns im Norden schon in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg abgetanzt sind. Die Sage vom „alten Baum bei Benevent“ stammt, wie Gregorovius meint, aus der Zeit der heidnischen Langobarden, die — dem germanischen Brauch gemäß — unter den Wölbungen des Hochwaldes oder unter den Kuppeln einzelner ehrwürdiger Eichen und Buchen ihren Götterdienst verrichteten. Das gleichzeitige christliche Italien sagte ihnen nach, daß sie bei Benevent unter einem solchen Baum Menschen geopfert hätten, und dort läßt nun die Sage die Hexen tanzen.

Gestern nachmittag holte mich Gregorovius zu einem Spaziergang ab, um mir die alte Kirche San Sabba zu zeigen, die nicht fern vom Aventin einsam zwischen Vignen und Gärten liegt. Sie ist dem frommen Abt Sabas geweiht, der im sechsten Jahrhundert in Palästina starb; ihr Gründungsjahr ist unbekannt; eine Inschrift am Eingang, den ein Mosaikrahmen zierte, sagt, daß diese Musivarbeit im dreizehnten Jahrhundert vom Meister Jakob dem Cosmaten angefertigt ist, einem Mitglied jener berühmten Cosmatenfamilie, die ein Jahrhundert hindurch im Fach der Mosaikarbeit glänzte.

Nur einmal die Woche belebt sich der Garten neben der Kirche, wenn die Herren vom Collegio Germanico erscheinen, um hier Spiele zu treiben und dichterische Wettkämpfe abzuhalten.

Die ganze Stiftung gehört diesem deutschen Kolleg, welches unter der Aufsicht und Leitung des Jesuitenordens steht. Die Böblinge sind meist Österreicher, Bayern, Württemberger und andere Süddeutsche, die man in die Siebenhügelstadt schickt,

damit sie recht gründlich in die Mysterien der römischen Kirche eingeweiht werden. Diese jungen Burschen tragen schwarze breitkrämpige Hüte, lange Talare von ziegelroter Farbe, weshalb sie auch beim Volk nur „li gamberi“ (die Krebse) heißen. Wenn sie ins Freie geführt werden oder von dort zurückkehren, durchziehen sie, militärisch geordnet, in Trupps von acht bis zwölf Mann die Straßen Roms. Ihre echt teutonischen, blondhaarigen Köpfe, die meist etwas bäuerlichen Physiognomien, der vollkommen ausgeprägte deutsche Seminaristenschritt jedes einzelnen in allen seinen holperigen, stolperigen und dabei doch hochpathetischen Variationen, die schreiende Farbe der wollenen Talare, der klassische Schwung der alten, abgegriffenen Bücher und Mappen, die jeder unter seinem gelehrten Arm trägt — das alles verleiht einer solchen Korporalschaft von acht oder zwölf Jöglingen einen ganz eigentümlichen Anstrich, der um so pikanter wird, wenn daneben oder dahinter der Aufseher geht, ein italienischer Jesuit in seinem feinen, rabenschwarzen Gewand, den Schnabelhut kokett auf den Kopf gedrückt, darunter das dunkle Haar neben der asketischen Blässe des Gesichts, die Marmorkälte der ganzen Physiognomie, aus der um so schärfer das lebensvolle Auge hervortritt, in dem die Glut und Leidenschaft des religiösen Fanatismus rastlos zu wühlen und zu arbeiten scheint. Wenn ich einen solchen Herrn neben den biderben Allemannen gehen sehe, dann bin ich vollständig beruhigt; denn der wird ihnen schon klar machen, was eine römische Harke ist. —

Bei den Besuchen geschichtlicher Stätten zeigt sich stets von neuem die eminente Detailkenntnis von Gregorovius. Er ist in der Provinz Preußen, an der polnischen Grenze, auf dem alten deutschen Ritterschlosse zu Neidenburg geboren, hat in Königsberg sieben Jahre als Privatgelehrter gelebt, dann Italien aufgesucht, hier einige kleinere Arbeiten veröffentlicht, bis er die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ in Angriff nahm. Sein Name ist in ganz Italien bekannt; die

päpstliche Partei erkennt freilich in ihm keinen Anhänger, um so begeisterter ist das junge Italien von seinen Werken. In Turin, Bologna und anderen norditalienischen Städten sind seine eigentlichen Verehrer und Verehrerinnen. Eine vornehme Dame Turins ließ ihm vor kurzem in ihrer südlich-leidenschaftlichen Begeisterung sagen: sie möchte die Hand küssen, die mit goldener Feder die Geschichte Roms verzeichnet habe. Das erfuhr ich nicht etwa durch Gregorovius, sondern durch diejenige, die diesen Auftrag auszurichten hatte.

Während dieser Gelehrte eine blassé, magere, kränkliche Erscheinung ist, die wegen ihrer poetisch-geistreiche-nervösen Richtung sehr behutsam behandelt sein will, ist Wider eine durch und durch kräftige, gesunde pommerisch-gemütliche Natur mit vielem Menschenverstande und einem Talent, welches ihm hier unter sämtlichen Künstlern einen hohen Rang gesichert hat. In den Vierziger Jahren veranlaßte ihn der livländische Dichter Baron Budberg, der ihn in Berlin kennen lernte, nach Petersburg überzusiedeln. Dort hat er zwei Jahre zugebracht, wurde durch die Familien Cancrin und Wiasemsky sehr protegiert, hat schließlich aber unter dem nordischen Himmel nicht die Anregung gefunden, deren er bedurfte, und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Das Jahr 1848, das bei vielen Menschen den Gedanken weckte, in Deutschland und Frankreich sei es nun wohl für lange Zeit mit Ruhe, Kunst und Wissenschaft vorbei, lenkte Widers Blicke von neuem nach Russland, wo alles während der Weststürme in bleierner Ruhe fortvegetierte. Obgleich den Ausländern der Eintritt in das Zarenreich sehr erschwert wurde, gelang es der kunstsinnigen Großfürstin Olga, der Wider seine Petersburger Rückzugspläne anvertraute, durch persönliche Verwendung bei ihrem kaiserlichen Vater Sankt Nikolaus den nötigen Paß für den deutschen Künstler zu erlangen. Nur für kurze Zeit wünschte Wider vorher nach Paris und Rom zu gehen, womit die Großfürstin einverstanden war. Aber der Ungetreue gefiel sich dermaßen in Rom,

daz̄ er sich von der wunderbaren Stadt nicht mehr trennen konnte.

Mit einem seltenen Geschick ist er aber auch in alle Tiefen und Geheimnisse des italienischen Volkslebens, in die Schönheiten der Natur, den Charakter der Menschen eingedrungen. Seine Bemerkungen über Land und Leute sind höchst anziehend und lehrreich.

Neulich ging ich mit ihm nach Trastevere, wo er an der Piazza San Giovanni in Malva ein kleines Modell bestellte — Ombellina Lipolla — die ihm zur Vollendung eines Kopfes sitzen sollte. Bei einigen dieser Mädchen wird das Modellstehen eine wahre Leidenschaft. Durch Talent, Übung und angeborene Grazie posieren sie so wunderbar, daß die Künstler, statt die Modelle zu stellen, von ihnen in der Ästhetik unterrichtet werden könnten.

Eine reizende Modellgeschichte wird von dem bekannten leider verstorbenen Genremaler Ernst Meier erzählt. Dieser macht mit anderen Künstlern eine Tour ins Gebirge, findet in einer kleinen Stadt eine alte Frau mit besonders ausdrucksvollem Kopf und will ihr Porträt zeichnen. Sie willigt ein. Als der Kopf fertig ist, gibt Meier ihr 5 Bajocchi. Sie wird wütend, verlangt mehr, beruft sich auf die reichen Einnahmen der Modelle in Rom und macht einen solchen Lärm, daß die halbe Ortschaft zusammenläuft.

Meier hatte viel Humor und versprach seinen Freunden eine scherzhafte Szene. Er zieht eine alte deutsche Zeitung aus seiner Tasche, entfaltet sie mit vieler Grandezza und fragt einen der Umstehenden nach dem anderen, ob er lesen könne. Den Bildungsgrad dieser Leute taxierte er richtig: keiner hatte je ein Buch in Händen gehabt. „Nun gut,” fährt Meier im pathetischen Tone eines Altvokaten fort, „hier ist ein von der Regierung sanktionierter Tarif für die Bezahlung der Modelle in Rom. Ihr mögt daraus sehen, daß ich unserer alten Ehrendame nicht zu wenig geboten habe. Ecco la tariffa! Una

bella ragazza . . . cinque paoli; capite?“ — „Si, Signore,“ schreien alle.

Er fährt fort: „Un ragazzo . . . due paoli — capite?“ — „Si, Signore!“ —

„Un uomo . . . tre paoli“; und dann mit besonders gehobener, ernster Stimme:

„Una brutta vecchia . . . cinque bajocchi.“

Die letzten Worte begleiteten alle Umstehenden mit schallendem Gelächter, und die Alte mußte ganz sachte mit ihren fünf Bajocchi abziehen.

Am vorigen Dienstag bei der Beglückwünschung im Vatikan ist Meyendorff nicht erschienen, was natürlich großes Aufsehen machen wird. Er hat sich den Morgen bei Antonelli krank melden lassen; vermutlich wird aber ein Telegramm von Gortschakoff ihn in dieser Weise instruiert haben. Da jetzt fast alle Diplomaten zerstreut auf dem Land leben, so habe ich den Fall noch nicht ergründen können.

Rom, 27. Juni 1864.

Du glaubst nicht, mein guter Bruder, was ich hier alles zu studieren habe, um mich in der Ewigen Stadt zu orientieren und mir über die vielfältigen Fragen, die aus Gegenwart und Vergangenheit an mich herantreten, Klarheit zu verschaffen. Es ist ein wunderbarer Aufenthalt, den ich nach Kräften ausbeuten möchte.

Morgens genieße ich schon zwischen 6 bis 7 Uhr die erfrischenden Morgenluft. Ich besuche dann irgendeine Kirche mit ihren Denkmälern und Kunstwerken. Um 9 Uhr erscheint mein italienischer professore. Um 10 Uhr kommt die Post, die ich sogleich durchsehe, um sie nachmittags an Willisen nach Genzano zu schicken.

Während des Chargé d'affairats erfuhr ich manches über die Polenfrage, die Krankheit des Papstes, die Eventualität eines Conclave usw. Der Wilhelmstraße habe ich viele Depeschen geschrieben, teils um ihr zu zeigen, daß sich von

hier Interessantes melden lässt, teils weil es amüsante Stil-übungen sind.

Mit Willisen stehe ich sehr gut. Er liebt Kunst und Wissenschaft, hat vernünftige politische Ansichten, ist human in allem — dabei aber der echte geistreiche Berliner Generaladjutant des geistreichen Friedrich Wilhelm IV. Gestern war ich wieder in Genzano, wo Willisens von dem bekannten liberalen Herzog Sforza Cesarini eine reizende Villa am Nemisee gemietet und mir dort auch Quartier angeboten haben. Zwischen Lorbeerbäumen führt der Weg im Zickzack zum Wasserspiegel hinunter. Aber man braucht 2 bis 3 Stunden, um von Rom dorthin zu kommen, die Fahrgeschenken sind unsicher. Ich kann mir noch keinen Begriff machen, wie ich das Anerbieten verwerten soll. Die Ruffells haben eine alte italienische Devise im Wappen welche der Inbegriff allen Fatalismus ist: „Che sarà, sarà — was sein wird, wird sein.“ Das sage auch ich.

Der hoch gelegene Caffarelli bietet stets frische Luft, und den weiten Blick von meinem Arbeitstisch möchte ich ungern missen. Wenn ich an das hohe Fenster trete, sehe ich in den schönen Palazzogarten. Ich kann den ganzen Tag in diesen Räumen zubringen und könnte mich behaglich wie ein Pascha fühlen, wenn nicht meine Gedanken stets wieder nach Berlin und zu den dortigen politischen Vorgängen zurückkehrten. Ohne Deutschland kann ich doch nicht leben!

Rom, 30. Juni 1864.

Gestern war einmal wieder großer katholischer Feiertag, Sankt Peter und Paul, die beide, wie die Kirchentradition lehrt, am 29. Juni 67 in Rom den Märtyrertod fanden.

Dieses Fest wird als himmlischer Geburtstag der beiden Apostel von jeher in Rom besonders hochgehalten. Zur Vorfeier war bereits am Dienstag abend die Peterskirche erleuchtet, und gestern durchwogte vom frühen Morgen an festliches Treiben alle Straßen.

Gegen neun Uhr begann das Wallfahrten zum Dom, wo

der Papst selbst die Messe zelebrieren sollte. Wieder rollten die gewichtigen Staatskarosse der Herren Kardinäle über den Petersplatz nach dem Vatikan im vollen Prunk des vorigen Jahrhunderts: etatsmäßige Rappen — andersfarbige Rosse dulden die Eminenzen nicht — mit rotwollenen Büschchen auf dem Kopf, der altersgraue Rutscher auf schaukelndem hohen Bock, hinten die drei sich fest umschlingenden Lakaien in schwarzen, gestickten Livreen; der unvermeidliche rote oder grüne Regenschirm oben an der Rutsche angeschnallt, und im Innern der Karosse die mächtigen „Porporati“ mit ihren demütigen Begleitern. Auf den Stiegen, in den Korridoren des Palastes standen die Schweizerwachen in ihrer malerischen burgundischen Tracht mit frisch gesteiften weißen Halskrausen und blanken Hellebarden, die Guardia nobile paradierte in roter Gala mit hohen Reitertiefeln, klirrendem Pallasch und blitzendem Helm mit Federbusch.

Das diplomatische Corps versammelt sich, altem Herkommen gemäß, auf der Tribüne beim Hochaltar. Ich war im Auftrag von Willisen schon vorher im Vatikan und suchte nun in die Kirche zu gelangen. Der Zufall, ce bon garçon, führte mich in den Saal, in dem für gewöhnlich die öffentlichen Konsistoriumssitzungen abgehalten werden. Dort herrschte ein ganz eigenümliches Leben. Eine Abteilung Schweizer war aufmarschiert, die Guardia nobile versammelte sich, ein Heer von geschäftigen Kardinalsdienern trieb sich herum, hohe und niedere Geistliche kamen und gingen, dazwischen Mönche aller Sorten, im Hintergrunde stand der Thronessel (la Sedia gestatoria), welchen der Papst besteigen sollte, die beiden Pfauenwedel (Flambelli) lehnten daneben, ab und zu traf einer der Mazziéri, der schwarzgekleideten Ceremonienmeister, mit seiner großen silbernen Keule ein, die in früheren Zeiten gedient hatte, bei Aufzügen tatsächlich Platz zu schaffen — genug, ich merkte bald, daß ich hier hinter die Kulissen sah, wo soeben die Vorbereitungen zu der großen Festvorstellung getroffen wurden, die bald unten in der Kirche stattfinden sollte.

Allmählich erschienen nun auch die Eminenzen mit ihren Hoffstaaten, voran je ein Lakai, der in einem großen Körbe die zur vervollständigung der Toilette des Kardinals erforderlichen Gegenstände trug, die Mitra, das weiße, mit Spangen besetzte Chorhemd, das rote Käppchen usw. Ein solcher Kirchenfürst braucht zu den verschiedenen Funktionen und kirchlichen Aufzügen fast ebenso verschiedenartige Kostüme und Ingredienzen wie etwa der Gardesducorsleutnant in Petersburg und Berlin zu Hoffesten und Paraden.

Ich sah hier also den ganzen hohen Hofstaat noch en robe de chambre. Man schakerte, man lachte und nahm eifrig Prisen, um sich zu dem großen Drama zu stärken.

Endlich, auf ein Trompetensignal, das sich in diesen heiligen Räumen kriegerisch genug anhörte, traten Schweizer und Nobelparden in Reih und Glied. Durch eine kleine Tür am äußersten Ende des Saals erschien der Papst, ward auf den Thronessel gehoben, der Zug ordnete sich, Kardinäle und Bischöfe legten jeder sein Gesicht in die gehörigen würdevollen Falten, und nun ging es durch die Sala regia, die große Vatikanstreppe hinunter in die Vorhalle der Peterskirche, wo das päpstliche Schützenbataillon Spalier bildete und den Nachfolger Petri mit rauschenden Musiklängen empfing. Dann hielt er seinen Einzug in die Kirche.

Über Einzelheiten eines solchen päpstlichen Festzuges habe ich nachträglich manches Bemerkenswerte in Erfahrung gebracht, z. B. über die Pfauenwedel, die neben dem Papst getragen werden und deren Bedeutung oft selbst die Römer nicht kennen. Sie dienten natürlich ursprünglich zum Fächeln und sind, wie so vieles andere, aus dem Orient herübergekommen. Aber warum gerade Pfauenfedern? Da hat mir nun Gregorovius mitgeteilt, daß der Pfau, der im griechischen Altertum als Bild der Eitelkeit galt, nach altchristlicher Anschauungsweise ein Symbol der Demut war. Es gibt ältere, bildliche, häufig wiederkehrende Darstellungen des Pfaus aus christlicher Zeit,

auf denen er, statt hochmütig und gespreizt zu erscheinen, ganz bescheiden niedersieht und seine Füße anblickt. Darin sucht man grade den Beweis für seine Demut: seine Füße sind bekanntlich von der unförmigsten Größe und Plumpheit, und während er den glänzendsten Federschmuck besitzt, sieht er, unbekümmert um jene Zierde, grade auf denjenigen Teil des Körpers, welcher am wenigsten zu seiner Verschönerung beiträgt. Die Federn eines solchen Vogels eignen sich sehr wohl zum fächeln des obersten Hirten, der seiner Herde mit dem Beispiel der Demut vorangehen soll.

Ebenso stammen auch die zeltartigen hohen Schirme, die bei der Fronleichnamsprozession hinter den Glocken der ältesten Kirchen Roms getragen werden, aus dem Orient. Sie sind, wie Gregorovius mir sagte, die Baldachine, die, ganz nach orientalischer Auffassung, für Symbole der Macht und des Ansehens gelten. Dieses ehrende Abzeichen durften nur jene ältesten Kirchen führen, wie auch nur fürstlichen regierenden Personen die Ehre des Baldachins zukommt. Daz sie alle rotgelb gestreift sind, hat darin seinen Grund, daß diese Farben, soweit die Geschichte reicht, stets die Stadtfarben Roms, vielleicht schon des alten Roms, waren.

Eine andere Entdeckung hat mich nicht weniger interessiert. Bei solchen Aufzügen gehen fast unmittelbar vor dem Papst die sogenannten Konservatoren Roms, die Senatoren. Die Diener, welche das Gefolge dieser Herren bilden und bei feierlichen Aluffahrten des Magistrats hinten auf den Karaffen stehen, bilden eine Kaste für sich, eine Art Pedelle, die etwa mit den „reitenden Dienern“ der Hansastädte rangieren mögen. Sie tragen kleine schwarze Hüte, gleich denen der russischen Kutscher, aber mit rotgelber Feder. Die Kleidung besteht aus einem mittelalterlichen Wams, Beinkleidern bis zum Knie, Schuh und Strümpfen, alles rotgelb gestreift. Darüber fällt ein weiter, wallender, rotgelber Mantel. Diese Leute hießen früher die Getreuen des Capitols (wo sich der Konservatoren-

palast befindet) und stammten alle aus ein und derselben Ortschaft, dem alten, einst wohlbefestigten Vitorchiano, welches im Mittelalter fortgesetzt der Zankapfel zwischen Viterbo und Rom war. Aber Vitorchiano wies alle Anerbietungen Viterbos standhaft zurück und blieb ein treuer Vasall Roms. Dafür ward der Ortschaft das noch heute geltende Recht, den Senatoren jene Diener zu stellen. Am Capitol zeigt noch heute eine Marmortafel das Castel Vitorchiano mit seinen Mauern und Türmen, darunter liest man die ehrende Inschrift: Vitorchiano fidele del popolo Romano. (Das dem römischen Volk getreue Vitorchiano.) Auf einer anderen, jüngeren Tafel ist ein Gugelwams (?) abgebildet, darunter: Vetustum caputum in vestibus fidelium Capitolii ne mutanto VII. Id Mart. 1693. (An der altehrwürdigen Kapuze im Kostüm der Getreuen des Capitols soll man nichts ändern.) —

Der gestrige Tag war vollbesetzt. Als ich von meiner Vormittagsexpedition nach dem Vatikan und Sankt Peter zurückkehrte, fand ich viel Arbeit vor und stieg dann mit Gregorovius in die sogenannten Vatikansgrotten, die gestern, am großen Festtag, erhellt waren, was nur einmal im Jahr stattfindet. Diese Gewölbe ziehen sich unter der Peterskirche hin; ihr Fußboden ist derjenige des alten Doms, den Konstantin anlegte, bevor an dessen Stelle Julius II. im Jahre 1506 den Riesenbau des jetzigen Doms begann. In dieser Unterwelt, die prachtvoll erleuchtet war, drängten sich große Menschenmassen zwischen den Sarkophagen, in denen die alten Päpste, Bischöfe und Fürsten ruhen. Die entgegengesetztesten Nationalitäten, die verschiedensten Jahrhunderte reichen hier einander die Todeshand.

Auch am Grabmal der Christine von Schweden zieht man vorüber. Durch ihren Übertritt zur „rechtgläubigen“ Kirche hat sie sich für alle Zeiten eine solche Bewunderung bei der römischen Geistlichkeit gesichert, daß diese erst unlängst wieder (in der „Armonia“) aufgetreten ist, um darzutun, daß die Ermordung Monaldeschis, welche die eifersüchtige Herrscherin in

Fontainebleau angeordnet, als eine durch die Umstände völlig gerechtfertigte Tat dastehé.

Der Nachbar Christinens ist unser Kaiser Otto II., welcher 28 Jahre alt war, als er in Rom starb, und eine Welt von kühnen, ritterlichen Plänen mit ins Grab nahm. Er ist der einzige deutsche Kaiser, der in Rom die ewige Ruhestätte gefunden hat. Die gewaltige Steinhülle, unter der er hier liegt, erinnert durch ihren Umfang an ein norddeutsches Hünengrab. Dies ist aber nicht sein ursprüngliches Totenmal; er war einst kaiserlicher gebettet in einem marmornen Sarkophag, dessen prachtvoller Porphyrdockel, der Sage nach, vordem den Sarg des Kaisers Hadrian in der Engelsburg schmückte. Beide Teile sind im Jahre 1605 entfernt worden: der Marmorsarg dient heute im Quirinal als Fontäne, der Porphyrdockel in Sankt Peter als Taufbecken.

Nicht weit von ihm entfernt liegt Papst Gregor V., der erste Deutsche, den die päpstliche Krone schmückte.

So geht man in diesen Totengewölben an allen Phasen der christlichen Geschichte Roms vorüber. Sie waren ein Ehrenplatz für alle, die sich um die katholische Kirche verdient machten und ihr Leben in der „Ewigen Stadt“ beschlossen. Viele von ihnen haben außerdem in der Peterskirche selbst ihr Ehrenmonument gefunden, z. B. Königin Christine und die letzten Stuarts, die zum Teil bis zum Anfang dieses Jahrhunderts im gastlichen Rom lebten.

1. Juli.

Als ich heute von Genzano zurückfuhr, traf ich im Coupé Liszt und den Siebenbürger Bischof Haynald, der einen bedeutenden Eindruck macht. Sie hatten gemeinschaftlich eine Tour zu den Kartäusern im Kloster Trisulti unternommen.

Vorgestern abend war ich mit ihnen und Castano auf dem Observatorium des hiesigen Jesuitenkollegs, wo der gelehrte Astronom Padre Angelo Secchi uns durch ein prachtvolles

Teleskop den Jupiter und Saturn mit seinen Trabanten bewundern ließ.

Am 29. abends flammte zur Feier des Peter-Pauls-Festes große Girandola auf der Piazza del Popolo. Ich konnte sie von der Diplomatentribüne bewundern. Amüsanter noch als diese Monstrevorstellung waren die kleinen Privatfreudenfeuer, die in den verschiedenen Straßen lichterloh brannten und von den Sicherheitswachen mit Seelenruhe betrachtet wurden. Wie würde das Herz eines Hinkeldey, eines Zedlitz, eines Bernuth beim Anblick solchen Straßenunfugs vor polizeilicher Entrüstung gebebt haben! Die Fassaden der alten Paläste waren durch die lodernden Teertonnen magisch beleuchtet und durch den eigentümlichen Lichteffekt wunderbar belebt.

Meyendorff, der nicht zur Cour im Vatikan am 21. Juni erschienen war, hat Krankheit vorgeschützt, denselben Abend sich aber bei Sartiges gezeigt. Also une leçon!

Rom, 5. Juli 1864.

Die Feierlichkeiten des Peter-Pauls-Festes sind noch keineswegs abgeschlossen. Es gibt hier eine Reihe von Kirchen und Kapellen, welche im Laufe der Zeiten zum Andenken an die verschiedenen Phasen der Leidensgeschichte des Apostels Petrus entstanden sind, S. Pietro in Vincoli, S. Pietro in Carcere, S. Pietro in Montorio, die Santa Pudenziana, die Kapelle Domine quo vadis u. a. Von diesen ältesten Erinnerungsstätten des Christentums wollte eine jede in diesen Tagen noch nachträglich ihre besondere Feier haben. Vor allem aber verlangte der Apostel Paulus seine eigene Festlichkeit, die denn auch am 30. Juni in der großen nach ihm benannten Hauptkirche San Paolo fuori le mura stattfand.

Der ursprüngliche Prachtbau galt bis zum sechzehnten Jahrhundert, bevor der majestätische Petersdom entstand, für die größte aller Basiliken, wurde aber im Jahre 1823 ein Raub der Flammen. Arbeiter, mit dem Löten der Dachrinnen be-

beschäftigt, hatten des Abends beim Fortgehn, in echt italienischer Sorglosigkeit, die glühenden Kohlenbecken auf dem Dach stehen lassen. So soll die Feuersbrunst entstanden sein. Das ganze Gebäude lag bis auf wenige Mauerreste am anderen Morgen in Trümmern. Die kostbaren phrygischen Säulen waren durch die Glut der herabstürzenden brennenden Balken verkakt; von den Mosaiken entgingen nur einige der Vernichtung.

Das Unglück fand statt in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli. Pius VII. lag damals bereits seit zehn Tagen schwerkrank danieder. In dem Benediktinerkloster, welches an die Kirche stößt, hatte er als Mönch einen Teil seiner Jugend zugebracht. Um so erschütternder wirkte die Nachricht vom Brand auf den achtzigjährigen Greis. Düstere Gedanken durchzogen sein Gemüt. „C'étaient les précurseurs de la mort,“ sagt Consalvi. Am 20. August trat der Tod ein.

Die Kirche ist jetzt fast wieder hergestellt. Unter Leo XII. kamen von allen Enden der Welt die Beisteuern. Achtzig Säulen von poliertem Marmor lieferte das damals noch treue Sardinien; zwei Granitpfeiler sind ein Geschenk des Kaisers von Österreich; auch das akatholische Russland ist durch die unvermeidlichen Malachitarbeiten sehr reich vertreten; selbst der Pascha von Ägypten sandte vier Säulen übers Mittelmeer.

Das Ganze ist prachtvoll. Aber der Totaleindruck ist modern und läßt kalt.

Nicht weit entfernt erhebt sich am Weg eine kleine Kapelle; es ist die Stelle, wo Petrus und Paulus voneinander Abschied nahmen, bevor sie zum Tode gingen.

Eine andere Erinnerungsstätte ist die Kapelle Domine quo vadis. Hier soll Petrus, als er im Begriff stand, sich seinen Verfolgern durch die Flucht zu entziehn, den Heiland gesehen haben, der todesmutig das Kreuz trug. „Herr, wohin gehst du?“ redete der Apostel die Erscheinung an. „Ich kehre nach dem Kalvarienberg zurück, um mich von neuem kreuzigen zu

lassen!" — Da stand Petrus, den Sinn dieser Worte des Meisters erfassend, von seiner Flucht ab und kehrte nach Rom zurück, um als würdiger Jünger für die Lehre des Heilands zu sterben.

Zu dem Kreis der Petrus geweihten Kirchen gehört auch die Santa Pudenziana, angeblich einst Wohnung des römischen Senators Pudens, bei dem Petrus gästliche Aufnahme fand. Durch die Lehre des Apostels begeistert, wandte er sich mit Frau und Töchtern dem Christentum zu.

Alle diese Legenden sind mit dem ganzen Wesen der katholischen Kirche und deren späteren Lehren so innig verwebt, daß man sie nicht aufzugeben vermag, und je mehr die geschichtliche Kritik gegen die Traditionen auftritt, die mit dem Leben des Apostels in Rom in Verbindung gebracht werden, desto eifriger ist die römische Geistlichkeit bemüht, durch Schrift und Wort alle jene Erinnerungen aufzufrischen und wachzuhalten. Erst kürzlich ist wieder ein großes Werk über die Reise Petri nach Rom erschienen und wird an allen Straßenecken mit Riesenlettern empfohlen.

In allen diesen Kirchen waren während der letzten Tage abwechselnd die Reliquien ausgestellt; die päpstliche Kapelle leitete den Gesang, und Kardinäle wohnten den Festlichkeiten bei.

6. Juli.

Der Peter-Pauls-Tag hat, abgesehen von seiner kirchlichen Bedeutung, noch eine ganz besondere Wichtigkeit für die päpstliche Schatzkammer, die Reverenda Camera Apostilica. Alle Städte, Schlösser, Gemeinden, Klöster, Lehnsgüter, weltliche und geistliche Stiftungen, welche dem römischen Stuhl unter irgendeinem älteren oder neueren Titel einen Tribut, Zensus oder Kanon in Barzahlungen oder Naturallieferungen zu leisten haben, sind nämlich verpflichtet, am Tage vor dem Peter-Pauls-Fest, am 28. Juni, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, damit dann der Oberkämmerer, il Camerlengo di Santa Romana

Chiesa, gegenwärtig der Kardinal Altieri, das große Hauptbuch abschließen kann. Der 28. Juni als Zahlungstermin besteht bereits seit Gregor XIII., also seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie nun alles in dem merkwürdigen Rom seinen ganz absonderlichen Charakter hat, so sind auch die meisten dieser Abgaben sehr scherhafter Natur. So liefert z. B. die Stadt Albano sechs Pfund Wachs aus Dankbarkeit für die im Jahre 1711 erfolgte Aufhebung eines veralteten Erbschaftsgesetzes. Die Franziskaner von Alissisi erscheinen demütig mit einem Pfund Wachs, weil ihre Kirche zu einer Basilika erhoben ist. Die Kamaldolenser müssen schon seit Julius II. jährlich eine Unze Gold und die Benediktiner vom Monte Caffino acht Dukaten zahlen, um ihre alten Privilegien aufrechtzuerhalten. Die Familie Borghese liefert seit dem Jahre 1669, wo sie das Marchesat Monte Cesi läufiglich erstand, stets einen silbernen Becher, der ein Pfund wiegen muß. Ebenso die Barberini ein Pfund Wachs für das Schloß Bassanello, und die Chigi für den Ankauf des Fürstentums Soriano eine silberne Schale, die ein Pfund schwer sein soll. Die Gemeinde Camerino schickt sechs Pfund Zucker, weil die apostolische Kammer ihr einmal ein Lokal zu einer öffentlichen Bibliothek überlassen hat. Mit diesen Lieferungen kann der Heilige Vater nun freilich nicht große Sprünge machen. In dem Hauptbuch stehen aber auch andere Posten, die mehr ins Gewicht fallen, so z. B. Parma und Piacenza mit jährlichen 9000 Dukaten, der König von Sardinien mit einem goldenen Becher, der 2000 Skudi wert sein soll, und bei Neapel ist in dem Kontobuch bemerkt, Karl von Anjou habe im Jahre 1266 dem Papst bekannt, daß er das Neapolitanische Reich nur der Großmut des Heiligen Vaters verdanke, wofür er jährlich 8000 Unzen Gold und alle drei Jahre einen weißen Zelter nach Rom liefern wolle.

Indes mit diesen guten weißen Tieren sowie mit den Unzen

und Goldbechern und Dukaten hapert es schon seit geraumer Zeit. Die Kerls zahlen alle nicht: Parma und Piacenza lachen schon seit 1731, wo sie spanische Herrscher bekamen, den Papst mit seiner Dukatenforderung hell aus; Sardiniens Zahlungen sind seit 1851 rückständig, und den neapolitanischen Zelter haben die frommen Bourbons seit 1788 nicht mehr nach dem Vatikan ziehen lassen.

Was tut nun die römische Kurie solchen säumigen Zahldienst gegenüber? Exekution durch ihre Schlüsselsoldaten? Damit würde sie nicht viel ausrichten. Sie befolgt stets dieselbe weise Politik: mahnt und protestiert.

Alljährlich am Vorabend des Peter-Pauls-Festes, wenn der Papst sich auf seiner sedia gestatoria in feierlichem Zuge die „Königliche Treppe“ hinab zur Vesper in die Peterskirche begibt, hält er in der Vorhalle bei der Statue Konstantins des Großen an, und, nachdem durch die Rechnungskammer von neuem festgestellt und durch einen ihrer Beamten dem Papst in optima forma notifiziert ist, daß Parma und Piacenza wieder nicht gezahlt haben, spricht Seine Heiligkeit mit lauter Stimme einen pomphaften Protest aus. Diese Komödie wird nun schon seit mehr als hundert Jahren von den Benedikts-, den Leos-, den Clemens-, den Pius- und Gregors regelmäßigt aufgeführt, andächtig lauscht die Menge den päpstlichen Herzengesetzungen, und in Parma und Piacenza findet sich mit dem besten Willen auch kein einziger Hahn, der danach kräht.

Gegen Neapel wurde früher ebenso verfahren. In neueren Zeiten, seitdem es den Bourbons schlecht ergeht, hat Pius IX. den Protest eingestellt.

Aber mit Sardinien wird nicht gefackelt; für diese Kirchenräuber zieht Pius seit dem Jahre 1860 ganz besondere Register auf und zwar am Peter-Pauls-Feste selbst, mitten in der Kirche, nach Beendigung der Messe; seine donnernde Protestation schließt dann mit den Worten: „Futurum tamen confidimus, ut Misericors Deus, in cuius manu sunt omnium potestates

meliorem, quam ab Eo suppliciter exposcimus, et ab omnibus Christifidelibus enixis precibus et in humilitate cordis expostulari mandamus, temporum conditionem inducat, errantes revocet in viam salutis, omnesque in divinae veritatis lumine ambulare concedat: atque ita cesset luctuosa rerum subversio, qua justitiae et Ecclesiae causa tantopere labefactatur."

"In Zukunft vertrauen wir, daß der Gnädige Gott, in dessen Händen die Macht über Alle liegt, bessere Zeitaläufe herbeiführen wird, die wir von ihm flehentlich erbitten und die von allen Christgläubigen mit inständigen Gebeten und in Herzensdemut ersleht werden sollen, damit er die Verirrten zum Weg des Heils zurückbringe und alle im Lichte wandeln lasse; und so möge weichen die traurige Umkehrung der Dinge, durch welche die Sache der Gerechtigkeit so sehr ins Wanken gebracht wird."

Der Berliner würde ausrufen: „Ja, Kuchen!“ Selbst mein ultramontan-päpstlicher Freund Gozze, der leider heute auch abgereist ist, belächelt diese ewigen Proteste, die keine Bedeutung mehr hätten. —

Vom Kardinal Andrea, dessen Reise nach Neapel hier vor drei Wochen so viel Aufsehen machte, ist nicht mehr viel die Rede. Er scheint nicht nach Ischia zu Garibaldi, sondern nach Sorrent gegangen zu sein, wo er seine Gesundheit stärken will. Man ist gespannt, ob er es wagen wird, nach Rom zurückzukehren, und welcher Empfang ihm dann im Vatikan zuteil wird.

Vor einigen Tagen ist auch Overbeck nach Neapel gereist. Man behauptet, daß er, obgleich seit 54 Jahren in Rom ansässig, noch nie Neapel gesehen habe. Es heißt, daß er diesen Ausflug seiner Tochter wegen unternommen hat, die leidend sein soll.

Pio IX. ist wohlauß, gibt Audienzen, fährt spazieren, hat vor einigen Tagen eine Parade der päpstlichen (nicht französischen) Truppen abgenommen, und siedelt nun bald nach Castel Gandolfo über.

Da vorderhand an kein Conclave zu denken ist, studiere

ich desto mehr die Consalvischen Memoiren über das im Jahre 1800 zu Venetia abgehaltene, wo Pius VII. gewählt wurde; auch in den Bunsenschen und Niebuhrschen Depeschen unseres Gesandtschaftsarchivs sind die Conclaves von 1823, 1829 und 1830 mit allen ihren Rabalen und Intriguen sehr amüsant beschrieben. Es ist wirklich unglaublich, was alles in einer solchen Versammlung von 50 bis 60 ehrgeizigen, intriganten Kardinälen vor sich gehen kann. Der Wunsch, Papst zu werden, die sogenannte rabbia papale, steckt mehr oder weniger in allen diesen „Porporati“ und kommt beim Beginn des Conclaves stets wie eine Epidemie zum Vorschein. In früheren Jahrhunderten trat nun auch bisweilen noch der Fall ein, daß, wenn die Wahl sich zu ungebührlich in die Länge zog, das souveräne Volk anfing, ein Wörtchen von draußen mitzureden und seiner Ungeduld durch Straßenlärm und Angriffe gegen das Gebäude des Conclaves Luft zu machen. So soll bei dem Wahlconclave Gregors X., welches in Viterbo abgehalten wurde, eine solche Aufregung sich der Massen bemächtigt haben, daß sie auf das Dach des Schlosses kletterten, in dem die Kardinäle tagten, und es abdeckten (so wie in den Oktobertagen 1848 in der reformierten Kirche zu Lübeck). Urkunden, die von dort datiert sind, geben als Ort der Ausfertigung an: „dal Palazzo discoperto a Viterbo“ (aus dem abgedeckten Palaste in Viterbo).

Solche Sachen fallen jetzt freilich nicht mehr vor. Als aber im Conclave 1830/31 die Kardinäle sich gar nicht einigen wollten, wurde doch auch eines schönen Abends sehr unzweideutig von außen auf sie eingewirkt: einige Römer brannten einen formidablen Kanonenschlag unter den Conclavefenstern ab, so daß der ganze Quirinal und mit ihm die Herren Eminenzen zitterten.

Freitag, 8. Juli.

An der hiesigen spanischen Botschaft ist ein sehr angenehmer Kollege, Marquis Arcicollar, ein Vetter d' Ossunas. Als

erster Sekretär bezieht er außer seinem Gehalt eine sehr spaßhafte Revenue. Wenn nämlich ein Spanier sich verheiraten will und seine Braut mit ihm im dritten oder vierten Grade verwandt ist, muß er vorher den päpstlichen Dispens einholen. Von Spanien aus ist die Beschaffung einer solchen päpstlichen Erlaubnis mit vielen Schreibereien, bürokratischen Weitläufigkeiten und solchen Kosten verbunden, daß die meisten dieser Söhne Aragoniens, Kataloniens und Andalusiens in derartigen Fällen es vorziehen, statt den schriftlichen Instanzenweg in der Heimat zu gehen, sich selbst nach Rom zu begeben. Die erforderlichen Atteste und sonstigen Papiere bringen sie mit; die spanische Botschaft schreibt dann an den Vikar von Rom, und nach zwei oder drei Tagen ist der päpstliche Dispens ausgefertigt.

So weit hat das Geschäft seinen natürlichen Verlauf. Nun aber muß in solchen Fällen eine Heirat par procuration hier in Rom selbst stattfinden, und da tritt dann das Schicksal in der Gestalt irgendeines Vikariatsbeamten mit der gewichtigen Frage an den dispensglücklichen Bräutigam heran: „Wer soll deine Braut bei diesem Prokurationsakte vertreten?“ Der Hispanier war natürlich noch niemals in Rom, ist in der Ewigen Stadt wildfremd, kennt hier keinen Menschen, am wenigsten ein weibliches Wesen, welches mit ihm an den Altar treten könnte. Und doch sind die Tage seines hiesigen Aufenthaltes gezählt, das Leben ist in Rom kostspielig und dabei zieht es ihn gewaltig zurück nach der Heimat, nach seiner Stadt, seinem Dorf, wo die Braut ungeduldig harrt.

Die Lage wäre für den armen, unerfahrenen Jüngling schrecklich, wenn nicht die Hohe Botschaft Ihrer Spanischen Majestät mit schützender und hilfreicher Hand eingriffe.

Seit vielen Jahren lebt hier nämlich eine Spanierin, die mit einem Römer verheiratet ist und schon hoch in den Vierzigern steht. Diese hat sich ein für allemal bereit erklärt, sobald sich irgendeiner ihrer Landsleute in solchen Prokurationsnöten

befände, die Würde der stellvertretenden Braut zu übernehmen.

An diesen Engel wird nun der Bräutigam verwiesen. Man verabredet Tag, Stunde und Ort des Rendezvous. Das Honorar steht fest. Ein im Laufe der Zeiten durch häufig wiederkehrenden Gebrauch etwas abgenutztes Brautkleid wird schleunigst aufgeplättet, und so steht diese eine und selbige Ehrendame Jahr aus, Jahr ein, oft einen Tag nach dem andern, mit irgendeinem Spanier vor dem Priester, lässt sich ihrem Kompatrioten feierlich antrauen, zieht ihren Prokurationsscudo ein und verlässt dann sofort den glücklichen Ehegatten, comme si de rien n'était, um vielleicht schon nach wenigen Stunden oder am folgenden Tage das Kleid von neuem anzulegen und wieder einem anderen Landsmann, der ihr ebenso spanisch wie die übrigen vorkommen mag, aus der Not zu helfen.

Für die Beschaffung eines jeden Dispenses bezieht der erste spanische Botschaftssekretär einen Scudo. Im vorigen Monat hat Arcicollar deren vierzig eingenommen. Daraus folgt, daß jene Donna im wunderschönen Monat Juni mit ganzen vierzig spanischen Männern eine solche Ehe abgeschlossen hat. Das gibt Geschäftsroutine. —

Unter dem zartblauen Frühjahrshimmel glaubte ich, daß sei die rechte Zeit, Roms Umgebung zu genießen; ich habe es in vollen Zügen getan. Und doch erscheint mir jetzt, wo der Hochsommer naht, die Pracht und Üppigkeit der Natur noch zauberhafter. Die Hitze ist bis jetzt gar nicht drückend. Die Morgenfrische hält an bis gegen neun Uhr. Zu Mittag kommt regelmäßig ein sanfter Westwind (der eigentliche Zephyr) vom Meer herüber, und mit offenen Armen nehmen meine hohen Fenster seine Kühlung entgegen. Bis vier Uhr bleibt der Römer zu Haus und lässt draußen die Hitze schalten, wie es ihr gefällt, dann beginnt schon wieder laue Luft, und wenn das Ave Maria geläutet wird, und sich allmählich ein Stern nach dem andern am klaren Abendhimmel zeigt, sagt man sich

mit voller Sicherheit: so schön wie der heutige Tag muß auch der morgige werden und die Sonne wieder golden am blauen Himmel strahlen. Diese Stetigkeit und Dauer des Wetters hat für den Nordländer etwas Entzückendes.

In der Dämmerungsstunde schlenderten wir gestern durch Trastevere, dessen enge Straßen mit den zahlreichen Überresten von mittelalterlichen Burgen und Türmen lebhaft die graue Vorzeit der sich befehdenden Barone zurückzaubert, bis man dann urplötzlich durch die Augen einer schönen Trasteverin mächtig wieder in die brennende Gegenwart hineingezogen wird. Diese Bewohnerinnen von Trastevere sind die schönsten unter den Frauen und Mädchen Roms; man nennt sie schlechtweg die „Minenti“, eine Abkürzung von Eminentia; der elastisch-vornehm sichere Gang, die graziöse Bewegung des Körpers, die Haltung des Kopfes, der malerisch auf Hals und Nacken aufgesetzt ist, das üppige schwarze Haar, durch einen silbernen oder goldenen Kamm leicht zusammengehalten und den dunklen Gesichtsteint umrahmend, die von langen Wimpern beschatteten vielsagenden Augen, die blendend weißen Zähne, das fast durchgehends edel gesetzte Profil — das ist ein Verein des Schönen, wie man ihn selten wiederfindet.

In Thüringen ist Rula wegen seiner schönen Mädchen berühmt. Wider fügte dieser Bemerkung mit seinem gewohnten Humor hinzu: „Dort wie in Trastevere soll der Fremdling furchtbare Reile besehen können.“

Rom, den 12. Juli 1864.

Gestern nachmittag ist Gregorovius abgereist. Er geht auf einige Wochen nach Perugia, Assisi und anderen nördlichen Städten, um dort in den Archiven zu arbeiten, die ihm von der piemontesischen Regierung sehr entgegenkommend zur Verfügung gestellt sind. Wären diese Orte noch päpstlich, ihre Schäze würden sich einem protestantischen Historiker schwerlich öffnen, am wenigsten einem Forscher wie Gregorovius.

Vor der Abreise passierte ihm noch eine spaßhafte Geschichte. Auf der Polizei ließ er den Auslandspass visieren, der einen Scudo kostet. Da Perugia im Jahre 1860 vom Kirchenstaat abgelöst und Piemont einverleibt ist, hielt Gregorovius schon den Scudo bereit. Zu seinem Erstaunen verlangte man nur zwei Paoli (Betrag für ein Visum innerhalb der Grenzen des Kirchenstaates). Das Jahr 1860 existierte also nicht, Perugia ist nach wie vor päpstlich! Das paßt ganz in die Theorie der Proteste gegen Parma. Man sagt im Vatikan mit Schiller: „Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.“

Die Spaziergänge mit Gregorovius werden mir fehlen. Er vermittelte mir die Vergangenheit, ich ihm manche Gesichtspunkte der Gegenwart. Noch unsere letzte Wanderung durch Trastevere war überaus anziehend.

Der Name „jenseits der Tiber“ kommt schon unter den vierzehn Regionen des alten Rom vor: die Transtiberina. Auch das neue Rom zählt vierzehn Rioni, von denen jeder seine eigene Presidenza, jeder sein Wappen hat. Diese Steinschilder sind überall an den Straßenecken angebracht. Trastevere hat von alters her ein Löwenhaupt im roten Feld.

Der malerische Reiz der Siebenhügelstadt beruht mit auf der Ungebundenheit seiner Gassen. Fast jede geht selbständig ihren Weg, schwankt nach rechts oder links, je nachdem ein Kloster, ein Palast, eine Kirche es für gut befand, aus der Häuserreihe herauszutreten.

Manche neuen Straßen haben sich freilich den nivellierenden Anforderungen der modernen Städteordnung gefügt. Dafür ruht auf ihnen der Fluch der Langeweile. Ohne Schatten, ohne intimes Leben schleppen sie ihr ödes Dasein hin und blicken mit verbissenem Neid rechts und links auf ihre Schwestern, die ihrer Natur die Zügel schießen lassen, in schattigen Engen und Winkeln pulsierendes Leben mit sich führen.

Trastevere hat eine einzige gerade Straße, die Lungara, von Julius II. im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts angelegt.

Verläßt man dies Werk des baulustigen Papstes, so steht man im krausesten Häusergewirr. Jetzt erst ist man im eigentlichen Trastevere, dessen oft finstere Mauerreste an das wüste Kriegstreiben, die blutigen Fehden erinnern, mit denen einst die Alnibaldi, die Stefaneschi, Tolomei, Frangipani, Orsini, Savelli, Colonna, Caetani und andere, jetzt zumeist erloschenen Adelsgeschlechter Rom und die Umgegend erfüllten. Alle Jahrhunderte sind in diesem Straßenknäuel vertreten. Hier hebt eine schlanke Säule einen doppelten Fensterbogen empor (zwölftes und dreizehntes Jahrhundert), dort kündet eine Fensterreihe mit schweren Steinrahmen und steinernen Kreuzen (fünfzehntes Jahrhundert) die nahende Renaissance. Hilfesuchend lehnt sich ein Häuschen an einen massigen, geborstenen Turm. Aus einem der Fenster, an welchem einst die härtigen Gestalten der Ritter und Söldner auftauchten, steckt eine Handwerkerstochter von Zeit zu Zeit den schönen Kopf, um sich die Langeweile zu vertreiben oder nachzusehen, wo der Bräutigam bleibt.

Interessant ist Palazzo Molara an der Piazza gleichen Namens, dicht neben der Brücke, die von Trastevere auf die Isola di San Bartolomeo (die alte insula Tiberina) führt. Nur wenige kennen ihn. In ihm ist die Grandezza des wunderbaren fünfzehnten Jahrhunderts zu Stein geworden.

Vom hohen, breiten Torweg blickt das Wappen. Ein Querbalken auf getäfeltem Felde. Man tritt in den Flur. Niedrig, dämmerig. Statt der Deckenwölbung schwere Balken mit geschnitzten Ausläufern.

Durch den Flur fällt der Blick auf einen engen, düsteren Hof mit einer Brunnengrotte. Aber das Wasser ist versiegt — in diesem Lande, wo Tausende von Fontänen Tag und Nacht sprudeln und rauschen, ein melancholisches Bild.

Vom ersten Stock übersieht man die schmalen Höfe zwischen hohen Mauern, an denen steile oder gewundene Treppen zu den höhern Etagen des Palastes hinan klimmen: ein Chaos von vorspringenden Erkern, Dächern, Stiegen und Fenstern.

Die Phantasie fühlt nur zu bald das Bedürfnis, diese Räume, von armen Familien bewohnt, mit Gestalten aus der Zeit ihres Glanzes zu beleben. Man möchte sich die Kriegsszenen aussmalen bei der Verteidigung des Schlosses, das Schmettern von Fessanfaren hören . . . doch wer waren die Molara? Welchen Anteil hatten sie an der Geschichte Roms?

Auf der unvergleichlichen Berliner Bibliothek würde sich eine Forschung mit Aussicht auf Erfolg anstellen lassen — aber hier?

Die Bibliothek, welche ich am meisten besuchte, ist die des Dominikanerklosters Santa Maria sopra Minerva. Dort findet sich auch jenes Werk, auf welches man bei fast allen Fragen zuerst verwiesen wird, das Dizionario di Erudizione Storica — Ecclesiastica etc. etc. compilazione di Gaetano Moroni, Romano, primo ajutante di Camera di Sua Santità. Venezia 1847.

Dies Buch ist seltsam entstanden.

Mit der außerhalb Roms am Mons Coelius gelegenen Kirche S. Gregorio steht ein Kloster in Verbindung, welches den Kamaldolensern gehört. Diese haben in der Stadt ein in der Straße S. Romualdo befindliches Absteigequartier. Letzterem gegenüber war in den zwanziger Jahren eine kleine Barbierstube, wo ein gewisser Moroni als Gehilfe arbeitete und oft das Glück hatte, den Herren Kamaldolensern, wenn sie zur Stadt kamen, den Bart abzurasiieren.

In jenem Kloster befand sich auch Cappellari, der nachmalige Papst Gregor XVI. Dieser kam häufig seines Bartes wegen mit Moroni in Berührung, und letzterer wußte das Messer so geschickt zu handhaben und dabei solche Proben seiner Klugheit an den Tag zu legen, daß Cappellari ihn in sein Herz schloß, ihn später zum Kammerdiener machte und 1831, nach seiner Erhebung zum Papst, höher aufsteigen ließ.

Barbiere sind meist wissenschaftlich strebsame Gemüter, und

wie Moroni durch und durch Barbier war, so folgte er auch in dieser Richtung seinen Almtsgenossen. Er beschloß, ein großes historisches Werk herauszugeben. Selbst — das merkte er wohl — konnte er das nicht zustande bringen. Aber der Cavaliere Moroni war eine einflußreiche, wichtige Person im Vorzimmer Seiner Heiligkeit, konnte seine Stellung geltend machen — allen Gelehrten gegenüber, den Mönchen, Geistlichen und Fremden aller Länder, die eine Audienz erbaten und im Vorzimmer warten mußten.

Da machte er sich denn bald an diesen, bald an jenen mit der Bitte, ihm für ein Kirchengeschichtliches Dictionär einen oder den anderen Artikel zu schreiben; und selten wohl erhielt er, der mächtige Günstling, eine abschlägige Antwort, in den meisten Fällen sogar sehr rasch einen gut geschriebenen, gründlichen Aufsatz über den erbetenen Punkt.

So hat dieser emsige Figaro im Lauf der Seiten Stoff zu 103 Bänden und zugleich zahlreiche Abonnenten erworben. Denn wer ihm unter den wartenden Fremden danach angetan erschien, wurde zur Subskription herangezogen.

Dies die Geschichte des Werkes, das, in Italien allgemein verbreitet, dem Kompilator Ruhm und Geld eintrug.

Der Papst ist wohl und kann sich noch immer nicht von seinem lieben Vatikan trennen. Die Umgebung sehnt sich aufs Land und bestürmt ihn mit Fragen; aber er weicht aus und neckt die Herren. Als neulich der Kardinal Clarelli ihn gefragt, wann er nach Castel Gandolfo überzusiedeln beabsichtige, hat Seine Heiligkeit schälernd geantwortet: „Il Papa non me ne ha detto niente.“ (Der Papst hat mir noch nichts davon gesagt.)

Rom, 18. Juli 1864.

In großer Trauer verläßt die Familie Warschauer aus Berlin übermorgen Rom. Die Ärmsten verloren hier nach schweren Leiden ihre junge Tochter. Ich habe die Eltern, die

sehr angenehm sind, oft besucht und die Ergebung bewundert, mit der sie diese Prüfung trugen. —

Gestern war ich zum Fest der Santa Maria del Carmine bei Russell und Cavriani in Alriccia. Ein tiefer Vergeinschnitt trennt letzteres von Albano. Neuerdings hat Pio IX. einen majestätischen Viadukt über dieses Tal bauen lassen, dadurch ist der alte Weg fast in Vergessenheit geraten. Und doch ist er mit seinen hohen, schattigen Bäumen schön und in der Frische des Morgens ein reizender Spaziergang.

Ich fuhr abends mit Dr. Tauffig zurück, der als konsulternder Arzt von der jungen Königin von Neapel nach Albano gerufen war, wo die ganze königliche Familie, alt und jung, den Sommer zubringt.

Tauffig erwähnte ich schon bei Gelegenheit der Berckmannschen Beatifikationsgeschichte. Er erzählte mir, daß er bei Abgabe seines ärztlichen Gutachtens über die vermeintlichen Wunderkuren Berckmanns sich darauf beschränkt habe, ausdrücklich zu erklären, daß, falls die Aussagen der Zeitgenossen über den Zustand der von Berckmann Geheilten wirklich richtig seien, kein Zweifel darüber obwalten könnte, daß die letzteren vom medizinisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus als völlig unheilbar hätten betrachtet werden müssen. Der kluge Mann hat also die Verantwortlichkeit für die Wahrheit oder — Unwahrheit der Wundergeschichten denjenigen zugeshoben, welche im siebzehnten Jahrhundert jene Aussagen gemacht haben. Einen dieser Krankheitsberichte, welcher gar zu fabelhaft war, hat er übrigens als unrichtig zurückgewiesen.

Tauffig hat viel Erfahrung, großen Scharfblick und gilt allgemein für einen ausgezeichneten Arzt. Er ist jüdischen Ursprungs, stammt aus der Umgegend von Teplitz, ist später zur katholischen Kirche übergetreten, zeichnet sich aber dadurch, daß er nicht fanatischer Katholik geworden ist, vor den übrigen Renegaten aus. Im allgemeinen pflegen solche katholischer als der Papst und von größter Induldsamkeit gegen diejenige Kon-

fession zu sein, der sie früher angehörten. Overbeck macht wohl eine seltene Ausnahme; sein weiches Gemüt lässt eine irgendwie schroffe Feindseligkeit gegen die Katholiken nicht aufkommen; er spricht nur sein Bedauern aus und seinen Schmerz über die Trennung und den gefährlichen Risiko, der im Christentum besteht und den die Gegner der Religion für ihre Zwecke auszubeuten suchen.

Unter den Heiligen, die in der Peterskirche an den Pfeilern des Hauptschiffes aufgestellt sind, befindet sich auch eine mächtige Statue des Ignazius Loyola, des Gründers des Jesuitenordens. Er hat das Antlitz und die Rechte betend gen Himmel gehoben; im linken Arm trägt er ein aufgeschlagenes Buch, in dem man die goldenen Worte liest: Ad majorem Dei Gloriam constitutiones societatis Jesu. Vor ihm auf dem Boden liegend, krümmt sich ein Ungetüm, ein menschliches Wesen mit langen, furienartigen Haaren, rollenden Augen und grimmigen Gebärden, die Arme von Schlangen umwunden; es ist die gebändigte Reformation. Wie ein Sieger stemmt Ignazius seinen linken Fuß auf die Brust des Ungetüms, welches sich in den Daumen beißt — eine echt italienische Darstellung der höchsten Wut.

Unter den englischen und amerikanischen Familien, welche im Winter zahlreich nach Rom kommen, macht die katholische Geistlichkeit mit immer größerem Erfolg ihre Beklehrungsversuche, und es lässt sich, wie Russell mir sagte, wohl annehmen, daß in jeder Saison durchschnittlich sieben bis acht Personen dieser Kreise, meistens junge Mädchen, für die katholische Kirche gewonnen werden. Es ist bewunderungswürdig, wie konsequent und mit welcher Kenntnis der menschlichen Natur diese Propaganda betrieben wird. Für die vornehmesten englischen Familien ist Monsignor Talbot — selbst englischer Renegat und jetzt einer der Geheimen Kämmerer des Papstes — angestellt, um die Neige auszuwerfen, in welche sich die unschuldigen Ladies verwickeln sollen. Ein Padre Smith, Mitglied

der Propaganda, hat dagegen die Aufgabe, auf diejenigen Amerikanerinnen und Engländerinnen einzuwirken, welche den mittleren Klassen der Gesellschaft angehören. Wo diese Herren nun ein für ihre Lehre empfängliches Gemüt finden, wird mit allen Mitteln der Überredung, mit allen Seligkeiten des Paradieses und allen Schrecknissen der Hölle eingewirkt. Ist es dann gelungen, irgendwo eine Bresche zu schießen, so muß der Papst selbst eintreten, um nachzuhelfen. Den Wunsch, Seine Heiligkeit zu sehen, bringt jeder Fremde mit nach Rom, und fast alle erreichen es auch, vorgelassen zu werden. Für solche Damen aber, welche auf dem Wege der Bekhrung sind, wird eine besondere Audienz beim Papst vorbereitet und dieser instruiert, daß er es nicht an geeigneten, zart aufmunternden Worten fehlen lasse.

Darüber pflegt gewöhnlich die Zeit bis zu den Fasten zu verstreichen. Als dann erscheint hier der große Kanzelredner Monsignor Manning, ebenfalls Renegat, der von England herüberkommt, um in Rom in englischer Sprache seine berühmten Fastenpredigten zu halten.

Am Ende des Corso, da wo diese Straße in die Piazza del Popolo mündet, stehen zwei symmetrisch gebaute kleine Kirchen von gleicher Größe und Form, jede mit einer Kuppel und einer von Säulen getragenen Vorhalle. Die eine dieser Kirchen hat Manning sich zu seinen Predigten ausgewählt — nicht ohne Absicht. Jenseits der Piazza liegt die Porta del Popolo und gleich links, außerhalb des Tores, befindet sich der Betsaal der englischen Gemeinde, die ihren Gottesdienst innerhalb der Mauern Roms nicht abhalten darf. Es ist nun so eingerichtet, daß Mannings Predigten gerade nach dem Schlusse des Gottesdienstes beginnen, so daß alle Engländer, welche den berühmten Landsmann hören wollen, ihren Wunsch gleich auf dem Heimweg von der Kirche in der bequemsten Weise ausführen können. So sieht man dann an den Fastensonntagen zu einer bestimmten Zeit regelmäßig eine Menge

englischer und amerikanischer Equipagen vor der kleinen Kirche an der Piazza del Popolo halten. Die Mehrzahl der Anglikaner pflegt sich dann über den Fanatismus und die ultramontanen Ansichten Mannings zu erregen. In den Herzen der schönen Ladies aber zündet sein begeistertes Wort um so heftiger, und diejenigen, welche vielleicht noch ab und zu schwankten, werden hier vollständig für die katholische Lehre gewonnen.

So rückt das Osterfest heran. Die feierliche Taufe der neuen Glieder der „alleinseligmachenden“ Kirche findet statt, und der letzte Akt des Dramas ist dann noch ein Gang, den Monsignore Talbot mit ihnen durch die Schauer der Katakomben unternimmt, wo sie angesichts der Gebeine der Märtyrer die segnende Schlussweihe erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß in Fällen, wo der Bekehrte einer reichen, vornehmen, gar fürstlichen Familie angehört, die Glorie für die Kirche auch eine um so größere ist. Das macht Aufsehen und wirkt als Beispiel.

21. Juli 1864.

Vorgestern nachmittag war ich mit Wider in einem sehr beliebten Volkstheater, welches sich oben auf dem Mausoleum des Kaisers Augustus befindet. Wozu doch hier alle diese klassischen Grabmonumente herhalten müssen! Aus Hadrians Mausoleum ist die feste Engelsburg entstanden; die berühmte Ruhesättte der Cäcilia Metella an der Via Appia hat durch ihre hohen massiven Mauern im Mittelalter die Familie Caetani verlockt, sich dort zu verschanzen und den friedlichen Bau gleichfalls zu einem Castel umzuschaffen, und auf dem Mausoleum des Augustus ist jetzt Volkstheater im Freien.

Rom, 28. Juli 1864.

Am Sonnabendnachmittag fuhr ich nach Ariccia, stieg bei Russell-Cavriani ab und brachte mit ihnen den Abend bei der Fürstin Antonie Campagnano zu.

Der Besitzer von Ariccia ist der Fürst Don Sigismund

Chigi, „Marschall der heiligen römischen Kirche und Hüter des Conclave“. Dessen Sohn, Don Mario Campagnano, ist mit der Tochter der Fürstin Sayn-Wittgenstein-Berleburg vermählt, einer geborenen Bariatinsky, welche in Paris lebt und mit der Königin Augusta sehr befreundet ist. Durch die Königin war ich der Fürstin Campagnano empfohlen worden. Den Besitz dieser jungen Fürstin Tony machen sich also vier Nationalitäten streitig, und von allen hat sie das Beste in sich zu vereinigen gewußt: deutsche Gemütlichkeit und Heiterkeit, russische Leichtigkeit im Umgang, italienische Natürlichkeit und französische Eleganz.

Das Schloß, welches sie in Ariccia bewohnt, liegt romantisch an einem Abhang. Es ist ein alter vornehmer Bau aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Kardinal Fürst Fabio Chigi, der nachmalige Papst Alexander VII., ihn durch den genialen Bernini aufführen ließ.

Der waldbige Park zieht sich anfänglich ins Tal. Drüben steigen seine schwarzen Wipfel majestätisch höher und höher, um sich schließlich an den dunkeln Berghängen des Monte Cavo und Monte Giove zu verlieren.

Seit Menschenaltern hat keine Axt den Frieden dieser Natur gestört. Denn nach einer Verfügung des kunstsinnigen Großvaters des jetzigen Fürsten Chigi soll hier „zum Besten der Maler und ihrer Studien“ kein Baum gefällt, keine Veränderung vorgenommen werden; selbst was der Sturm umweht oder vor Altersschwäche zusammenbricht, bleibt liegen.

Jahrhundertealte, knorrige Eichen ragen aus der Wildnis. Schlinggewächse klettern von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, um in den luftigen Regionen ihr Wesen zu treiben. Mitten in dieser Waldeinsamkeit stößt man auf efeuumranktes Trümmerwerk — Reste eines Dianentempels — oder auf Felsenschluchten und Grottengewölbe, aus denen murmelnde Bäche hervorquellen. Man fühlt sich hier wie in einem Zauberwald, in dessen Wildnissen nachts, wenn die Sterne funkeln und

des Mondes Silberlicht erglänzt, Elfen und Sylphiden ihren Reigen tanzen könnten.

Und das alles ist ihr untertänig, der reizenden Principezza Tony, die selbst wie eine junge Fee in dem Schlosse waltet. Papa Chigi lebt freilich noch, ist aber doch schon kränklich und die Fürstinmutter, eine Doria-Pamphili, ist seit zwanzig Jahren tot. Darum kann sich der alte Herr freuen, daß eine so liebenswürdige Schwiegertochter neues Leben in sein Haus brachte, dessen düstere Hallen und Säle mit ihren alten Ledertapeten, tiefen Fensternischen, dunkeln Ahnenbildern etwas Melancholisches an sich haben.

Zu diesem Schloß gehört ein Casino, auf einem kleinen Felsen erbaut. Dort wohnen Russell und Cavriani, und dort war am Sonntag zu Ehren der Fürstin und ihres Gatten ein Diner, an dem außer diesen und den beiden Wirten nur Hübner (von der österreichischen Botschaft), Gallo (der neapolitanische Duc) und ich teilnahmen. Es war sehr lustig und der gut gekältete Sekt tat bei der Hitze sehr wohl. Schon um $2\frac{1}{2}$ Uhr wurde gespeist, weil das fürstliche Paar um 5 Uhr zur Audienz beim Heiligen Vater in Castel Gandolfo befohlen war. Es ist hier Sitte, daß, sobald die Villeggiatur des Papstes beginnt, die in der Nachbarschaft wohnenden Familien ihren Bewillkommungsbesuch machen. Zur Audienz bei Seiner Heiligkeit muß eine Dame stets ganz schwarz, mit schwarzem, auf den Rücken fallendem Schleier erscheinen. Das stand der Fürstin prachtvoll; wir hatten uns selbstverständlich im Schloßhof aufgestellt, um sie in dieser Toilette abfahren zu sehen.

Bald nachher, etwa gegen 6 Uhr, begann auf dem Platz vor dem Schloß ein Volksfest, zu dem die Bauern aus den nahen Ortschaften massenhaft zusammenströmten. Eine Tombola für milde Zwecke fand statt. Von einem hohen Gerüst wurden die Lose ausgerufen und die Preise verteilt für die Amben, Ternen, Quaternen, schließlich für die Tombola — alles unter tollem Geschrei und Gepfeife, wenn einer sich zum

Einziehen des Geldes meldete. Im Hintergrunde hielten die Karosse der Diplomaten, Römer und Fremden, die in Genzano, Albano und Frascati wohnen; unter ihnen auch Franz II. mit der Königin in einem sehr eleganten Wagen, der aber doch — zum Schrecken einiger ultralegitimistischen Diplomaten — nur ein Einspänner war; neben ihm sein Stiefbruder Graf Trani mit Gemahlin und hinter ihnen die Königin-Mutter.

Am folgenden Tag mußten wir zur Stadt, da S. Giacomo-Tag, also der Namenstag des Kardinals Antonelli war. Zu seiner Beglückswünschung pilgert das diplomatische Corps nach dem Quirinal, wo der Kardinal-Staatssekretär für die Zeit der Villeggiatur des Papstes wohnt. Ich hatte doppelten Grund, mich dort einzufinden, da Willisen nicht zur Stadt gekommen war, ich also auch in seinem Namen gratulieren mußte.

Das ist so eine von den patriarchalischen Sitten, die sich hier aus der gemütlichen Vorzeit erhalten hat. Ich möchte wohl Gortschaloffs oder Bismarcks Gesicht sehen, wenn an deren Geburtstag oder Namenstag ein Legationssekretär sich wollte einfallen lassen, sie mit Gratulationen zu belästigen.

Für Giacomo Antonelli unternimmt freilich ein jeder sehr gern solchen Gratulationsgang: er ist stets von der fabelhaftesten Liebenswürdigkeit. Ein gutgeschulter katholischer Diplomat sieht aber in ihm, dem Kardinal, noch ein ganz anderes Wesen und fühlt sich beim Anblick der roten Strümpfe und roten Calotte besonders gehoben; denn für die Rechtgläubigen gilt die alte Devise der Kardinäle: „Égaux aux Rois, supérieurs aux Princes.“ Auch kann ein Kardinal noch einmal ihr „Heiliger Vater“ werden. An der Spize des zweiten Bandes der Memoiren des Kardinals Consalvi parabiert ein faksimiliertes Schreiben Ludwigs XVIII. an den Kardinal, worin die Allerchristlichste Majestät den letzteren „Mon Cousin“ anzureden geruht.

Einen Protestanten berauschen natürlich die roten Strümpfe weniger. Ich schäze dafür in Kardinal Antonelli den liebens-

würdigen Gesellschafter und sehr klugen Mann, der seit vierzehn Jahren mit wunderbarer Geschicklichkeit es verstanden hat, allen seinen Neidern und mächtigen Gegnern standzuhalten, dessen ganzer staatsmännischer Ruhm sich eigentlich aber darauf reduziert, daß er durch fortgesetztes Transfigieren, Aplanieren und Verkleben für den Augenblick die inneren Schäden des Kirchenstaates etwas verdeckt und dabei nach Außen mit den europäischen Mächten die besten Beziehungen aufrecht erhält, was freilich weder piemontesische Annexionen noch Veraubungen des ihm anvertrauten Kirchenstaates verhindert hat. Vor einer jeden Aktion wird Antonelli zurückschrecken.

Was übrigens so manchen hiesigen Bopf betrifft, so muß man nicht vergessen, daß wir hier eigentlich eine ausschließlich katholische Diplomatie haben, die gerade in Rom es für ihre höchste Pflicht hält, jedes alte Herkommen pietätvoll aufrechtzuerhalten und dabei die Fahne des Papstiums so hoch wie möglich zu schwingen. Eine englische Botschaft fehlt schon seit Elisabeths Zeiten. Russell ist nur offiziöser Agent. Schweden, Dänemark, Griechenland, Türkei, Württemberg, Hannover, kurz alle akatholische Staaten, deren Vertreter in Paris, London, Wien, Berlin und Petersburg das diplomatische Korps beleben, fehlen. Holland hält einen Ministerresidenten; der ist aber augenblicklich auch ein Katholik, Graf Du Chastel, der in Berlin mit mir in der Behrenstraße wohnte. Preußen ist hier also die einzige gewichtige protestantische Macht.

Das hiesige Sacrécorps bekümmert sich deshalb wenig um äußere Politik. Alles wird auf kirchliche Interessen zurückgeführt.

Im allgemeinen gilt der Satz, daß der Katholik, der aus der Fremde nach Rom kommt, hier irre wird am Katholizismus. Ein Westfale, Bayer, Österreicher, Belgier, der es mit seiner katholischen Kirche ernst meint, wird gewöhnlich schon nach kurzem Aufenthalt in Rom traurig und nachdenklich gestimmt durch das hiesige Kirchenwesen. Der leichte Lebens-

wandel des Klerus, die oft zwecklose Existenz von Klöstern, das Nichtstun der Mehrzahl der Mönche, die manchmal profanen Äußerlichkeiten des Kultus, das alles bringt wirklich fromme Katholiken zu dem Ausruf, daß Rom die letzte Stadt wäre, welche zum Übertritt zum Katholizismus begeistern könne.

Eine ganz ähnliche Auffassung haben auch die hiesigen katholischen Diplomaten; aber sie wagen nicht, dies offen auszusprechen, aus Furcht, für ungläubig zu gelten. Denn da die hiesige vornehme Gesellschaft, in deren Gewässern die Diplomaten doch am liebsten herumplätschern, fast nur aus den strengsten Papalinos besteht, hält der fremde Gesandte, Legationssekretär und Attaché es für Pflicht, sich als wütenden Calottin aufzuspielen. Solche Leute sprechen dann natürlich vom Papst nur als: „Saint Père“, von Viktor Emanuel als: „cette canaille“; Franz II. ist ein edler Märtyrer; der Name Cavour darf nicht genannt werden; wer an die Möglichkeit eines einzigen Italiens glaubt, wird für einen Dummkopf erklärt.

Solchen Politikern ist daher ein Mensch wie Russell ein Dorn im Auge; es gilt beinahe für gefährlich, mit ihm umzugehen. Russell war es, der im vorigen Jahre durch telegraphische Meldung von hier nach Turin die piemontesische Regierung in den Stand setzte, die vier fameusen Briganten, die man sorglos in Civitavecchia auf der „Alunis“ eingeschifft, in Genua anzuhalten. Das beweist also, daß er sehr gute Beziehungen hat, somit heißtt er bei den hiesigen Calottins: le chef des sociétés secrètes. Es ist ihnen ein Rätsel, daß anständige Menschen mit Russell befreundet sein können. Wie dieser kluge Engländer es fertig bringt, daß Franz II. ihn gerne sieht, daß der Heilige Vater ihm geradezu mit Zärtlichkeit entgegenkommt, daß der Gesandte der Apostolischen Majestät, Graf Széchényi, ihn jeden Abend bei sich sieht, der apostolische Geschäftsträger Graf Cavriani mit ihm in Ulriccia unter einem Dache wohnt und sogar die Prinzessin Campagnano bei ihm dinert — das alles sind für seine Feinde Unbegreiflichkeiten.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr gehe ich oft mit einem spanischen Sekretär (Louis Luque Patiño des Marquis de Villacastel) ins Mausoleumtheater, „Theater Corca“ genannt, weil das Haus nebst Mausoleum früher einer Familie Corca gehörte. Die besten Plätze kosteten 15 Bajocchi = 5 Groschen; dafür sieht man Lustspiele und Dramen. Zur Zeit Goethes (1787) wurden dort „Ochsenhezen“ abgehalten; nach seiner Schätzung faßt das Amphitheater 4—5000 Menschen.

Gestern Nachmittag fuhr Visconti mit Ottensels (österreichischem Botschaftsrat) und mir nach dem Lateran, um uns das dortige Museum zu zeigen, welches er geordnet hat. Die meisten in Ostia ausgegrabenen Alttümer, Sarkophage, Kandelaber, Statuen, Mosaiken sind dort aufgestellt; besonders prachtvolle Friese von Marmor, so fein ausgearbeitet, als wären sie von Wachs. Eine Sophokles-Statue, bei Terracina gefunden, ist von der Familie Antonelli geschenkt.

Morgen hat das schöne Leben im Casino Chigi sein Ende. Russell geht auf Urlaub nach England, und Cavriani hat heute plötzlich seine Abberufung erhalten, so daß auch er Rom in 14 Tagen, und zwar für immer verläßt. Der Wiener Reichstag hat schon lange die österreichische Gesandtschaft bei dem gestürzten Franz II. für überflüssig erklärt und will für deren Fortdauer keine Fonds bewilligen, so daß Rechberg sich endlich genötigt gesehen hat, diese Vertretung dem hiesigen Botschafter Baron Bach zu übertragen. Damit hat dann die Gesandtschaft zu existieren aufgehört. Jetzt hält nur noch als gute Bourbonin die katholische Majestät von Spanien eine eigene Gesandtschaft bei König Franz; ebenso hat Bayern, als nächstverwandter Hof, keine Änderung in seiner diplomatischen Vertretung zugelassen; schon vor 1859 war der bayerische Gesandte in Rom auch in Neapel akkreditiert. Aber alle übrigen Staaten haben Italien anerkannt und somit die Gesandtschaften vom König zurückgezogen.

Mittwoch.

Vorgestern, am 1. August, war ich nachmittags in Petrus in Vinculis, um die Kettenausstellung zu sehen. Päpstliche Sänger standen oben auf dem Chor; unter Orgelbegleitung erklang die reizendste italienische Musik; der Haupt sopran, ein Individuum namens Mustapha, erging sich in den gewagtesten Roloraturen bis zu schwindelnder Höhe; es kamen vier oder fünfstimmige Finales und Ensemblestücke vor, die in jeder Oper Donizettis Platz finden könnten. Von getragener Kirchenmusik war keine Rede, da nicht Messe gelesen, sondern ein elegantes Kirchensalonfest gefeiert wurde, in Erinnerung an die liebenswürdige Gestalt Petri, der zum Wohl der Welt jene Ketten getragen. So ungefähr fasste die Gesellschaft, welche durch die Kirche spazierte, die Feier auf; und dem entsprechend war auch der Ausdruck der Musik: leicht tändelnd, rasches Tempo, die modernsten Übergänge und Begleitungen. Das aber mag der Italiener gern in der Kirche hören. Dabei fehlte es am Montag nicht an Andächtigen, welche die Ketten küssten, vor ihnen niederknieten. Eine vornehme junge Frau, von hohem, schlankem Wuchs, schwarz gekleidet, den kleinen Hut kokett auf dem schönen Haupt, das Gebetbuch in der zarten weißen Hand, ließ sich in unserer Nähe vor einem Betpulte nieder, ihr kleines Kind zur Seite, der tadellos livrierte Lakai einige Schritte dahinter, ebenfalls kniend. Die Schöne weiß nicht, welche Freude sie mir bereitet hat, denn diese Gruppe war so, daß ich die Augen nicht abwenden konnte und bedauerte, als die Andacht ein Ende hatte. Auch das Jesuitenseminar war stark vertreten; in radienförmigen Reihen knieten die Zöglinge an den Stufen des Altars, ihrer acht oder zwölf, paarweise hintereinander und durften sich nicht eher erheben, als bis ihr Führer das Zeichen zum Aufstehen gab.

Und auf dieses ganze Getriebe sah der marmorne Moses ernstgebieterisch von seinem Thron hinab. Sein Antlitz schien ganz besonders furchtbar und zornig. Denn es mochte ihm

b.
h
etrus
liche
tung
ein
esten
oder
eder
hen-
ein
an
an
Welt
haft,
ent-
lnd,
gen.
abei
tten
rau,
Hut
ihren
eder,
nige
icht,
so,
als
war
inge
weise
ihr

oses
hien
ihm

bereits Nachricht von der Propaganda zu Ohren gekommen sein, welche neuerdings die Kirche mit gewaltsamem Eifer im römischen Ghetto betreibt. Russell kennt diese Dinge gründlich; er hat damals, als Moses Montefiore in solchen Fragen hierher gesandt wurde, mit diesem gemeinschaftlich zu wirken gesucht, aber umsonst. —

Übermorgen werde ich eine kleine Reise mit Wider antreten.

Schon zweimal bin ich mit dem Marseilledampfer dicht an der Insel Elba vorübergefahren und jedesmal, wenn ich, beim Anblick der hohen Felsen, des Jahres 1815 gedachte, wünschte ich mir, dort einmal zu landen, um das Milieu zu sehen, in dem der Korse die zehn Monate seiner ersten Gefangenschaft zugebracht hat. —

Nach allem, was man aus Umbrien hört, geht das italienische Einigungswerk in seiner Entwicklung immer weiter vorwärts. Dabei überall immer dringender der Wunsch, Rom zu besitzen, und die leidenschaftlichsten Hoffnungen auf ein baldiges Ende des Kirchenstaates.

Vor kurzem sind Briefe aus Rom von Dr. Alois Flir veröffentlicht, welche binnen weniger Wochen zwei Auflagen erlebt haben. Flir war ein tiroler Geistlicher, kam 1853 als deutscher Prediger nach Rom, wurde hier Rektor an der deutschen katholischen Kirche dell' Anima, später päpstlicher Hausprälat und Auditor beim hiesigen hohen Gerichtshof, der Santa Rota, dem asylum justitiae. Er starb hier 1859.

Mit diesem Buch und dem gestrigen Besuche von Gregorovius erging es mir sonderbar. Flir war heftiger Ultramontaner und als solcher geschworener Feind von Gregorovius. Er schreibt über ihn im Januar 1858: „Der Artikel des hier lebenden Gregorovius über Subiaco (in der Beilage der „Augsb. Allgem. Zeitung“) hat hier eine Entrüstung erweckt, daß seine Ausweisung zu besorgen war. Er ist ein unheimlicher, hochmütiger, in sich zerrissener Patron, er lebt von der Feder und

muß daher rasch arbeiten. Alle Spaziergänge und Konversationen dienen ihm nur zum Stoffsammeln. Ich sah ihn nur einmal bei Spithöver, sprach ihn aber noch nie."

Diese Stelle las ich gestern und legte dann einen Augenblick das Buch aus der Hand, um mir das Gesagte zu überlegen. In demselben Moment höre ich Schritte, und Gregorius tritt, von seiner Reise zurückgekehrt, in meine offene stehende Tür. Nach jenen blutigen Worten war es mir wirklich in der ersten Sekunde nicht leicht, einen Übergang zu finden.

Freitag, 5. August.

Heute traf ich einen Bekannten, José de Souza Lobo, einen portugiesischen Diplomaten, sehr gescheuten Menschen, der seiner Gesundheit wegen einige Wochen in Castellamare war und dort mit vielen Personen verkehrte. Er sagt über den Fortgang des italienischen Einigungswerkes im Süden dasselbe, was ich aus dem Norden hörte. Prinz Humbert hat sich dort beliebt gemacht, die Antipathie gegen die Piemontesen schwindet; die Armee ist gut diszipliniert; Unterrichtswesen hebt sich stark; die frühere politische Apathie der Neapolitaner tritt zurück; bei den jüngsten Wahlen zu den Conseils généraux haben sich die Wähler freiwillig massenweise eingefunden. Das alles hält Franz II. und seine Umgebung noch immer für Chimäre!

Rom, 14. August 1864.

Seit gestern bin ich wieder im Palazzo Caffarelli und habe Heimweh nach den schönen Tagen am tyrrhenischen Meer.

Beim herrlichsten Sonnenuntergang traf ich Freitag abend mit Wider in Civitavecchia ein. Seit Menschengedenken ist die heilloseste Prellerei dort endemisch: Polizisten, Douaniers, herumlungende Kommissionäre, Facchini, Battelieri — alle sind auf Übervorteilung der Fremden eingerichtet. Der Gasthof „Orlandi“ ist fast ohne Konkurrenz; wer die Preise nicht im

voraus akkordiert, wird am folgenden Morgen unbarmherzig übers Ohr gehauen.

Obgleich wir pomphafte, visierte Gesandtschaftsspäße für die „Isola d'Elba“ hatten, mußte noch spät abends ein neuer permesso eingeholt werden zum ungehinderten Ausgang aus den päpstlichen Staaten. Man fühlte sich in das Jahr 1820 versetzt, wo solche Plackereien in ganz Italien an der Tagesordnung waren.

Die einzige Merkwürdigkeit in diesem Nest ist die alte trattoria al moro in der kleinen Via Giuliana. Wenn ein Römer nach Civitavecchia kommt, unterläßt er nicht, dies unansehnliche Haus zu besuchen; dort gibt es die besten Fische, die zur zuppa alla marinara (Matrosensuppe) verarbeitet werden. In solchen echt italienischen Trattorien hat die Gastronomie eigentümliche Launen: z. B. bekommt man Melonen mit Salami, Birnen mit Käse, Feigen mit Schinken; das klingt entsetzlich, sieht aber schließlich ganz harmonisch zusammen.

Um andern Morgen, früh 4 Uhr ging die Diligence. Wir schwangen uns auf die hohe Imperiale und fuhren sieben Stunden Wegs bis zur Maremmenbahn. Ein bezaubernder Morgen. Frisch wehte der Wind von der See. Links unausgesetzt wunderbarer Blick aufs Meer, zur Rechten blauten die Berge; Kornfelder wechselten mit niedrigen Eichenwaldungen, über denen Adler majestätisch in den Lüften kreisten.

So ging es rasch durch das alte etrusische Land zur Grenze des neuen Italien.

Als man dem Grafen Cavour im Jahre 1860 von einer Eroberung Roms durch Waffengewalt sprach, antwortete er: „J'en ferai le siège et je la vaincrai; puisque l'Italie ne peut pas aller à elle, je la forceraï à venir à l'Italie. Je l'attaquerai par les chemins de fer, par la télégraphie électrique, par l'amélioration de la culture, par l'établissement des banques nationales, par l'instruction gratuite et répandue à profusion, par l'état civil, par la sécularisation des biens conventuels,

par la rédaction d'un code civil emprunté aux lois les plus douces de l'Europe, par la suppression des châtiments corporels; je mettrai face à face l'esprit d'expansion moderne et l'esprit ancien d'obscurantisme; l'un triomphera de l'autre, j'en suis certain; je ferai un blocus de civilisation autour de Rome; si elle se modifie, elle viendra à nous, attirée par des affinités électives; si elle ne se modifie pas, elle aura, par comparaison, un tel dégout de son état d'infériorité, qu'elle se jettera dans nos bras pour ne point périr; je suis sans inquiétude, nous monterons au capitole!"

Cavour lebt nicht mehr. Aber an der Verwirklichung seines Wortes arbeitet ganz Jung-Italien.

Die Polizeiwillkür der pontifizalen Staaten hört auf, sobald man diese mittelalterliche Staatsruine verläßt; wie von einem frischen Luftzuge umweht, erblickt man die italienische Tricolore.

Diese Grenze bildet der kleine Fiorafluß. Auf der römischen Seite (Montalto) stehen die päpstlichen Sbirren, um zu untersuchen, ob alle Pässe in Civitavecchia visiert sind. Auf der andern Seite kann man den Paß zerreißen: in Italien fragt niemand danach.

Bei Nunziatella beginnt die Eisenbahn durch die einst gefürchteten Maremmen. Mit dieser Bahn wird auch der steigende Verkehr junge Kultur ins Land bringen und binnnen nicht allzu ferner Zeit die Sümpfe beseitigen.

Wenn nur die päpstliche Regierung bald der Zukunft die Hand reichen und ihr von Civitavecchia mit Dampf entgegenkommen wollte! Aber in Rom kann man sich, trotz allen Drängens von außen, nicht entschließen, den Forderungen freien Verkehrs und Handels nachzugeben. Während Norditalien, von Livorno bis Nunziatella, von Florenz bis Ficulle mit seinen Schienenwegen vorgerückt ist, sucht die Kurie ihr Patrimonium den gefährlichen Einflüssen zu verschließen und vermeidet jeden zu engen Kontakt mit den Staaten des Re galant-

plus
cor-
ne et
utre,
tour
des
par
'elle
sans

ines

so-
von
ische

chen
inter-
der
ragt

ge-
der
nen

die
gen-
llen
ien,
mit
tri-
per-
nt-

uomo. Die Scharen von Reisenden — so kalkuliert man im Vatikan —, welche die Ewige Stadt sehen wollen, kommen auch ohne Eisenbahn — auf dem Seeweg oder mit den gemütlichen Betturinos — dabei werden sie dann mitunter in freundlichster Weise von Briganten ausgeplündert, aber der Mehrzahl nach sind es englische, amerikanische oder russische Reizer; um derentwillen kann der Heilige Stuhl unmöglich seine ganze Staatsphilosophie ändern.

Dagegen verschärft Italien mit allen Mitteln den Cavour-schen „blocus de civilisation“, und von Monat zu Monat wird es interessanter zu beobachten, wie sich die Regierung des Kirchenstaats unter den Einwirkungen solch raffinierter Blockade krümmt und windet, dabei aber allen Verbesserungsvorschlägen, die ihr selbst Freunde dringend empfehlen, stets ihr altes „Non possumus“ entgegensezt.

In Livorno kamen wir abends an. Da es Sonnabend war und sich unter den 90 000 Bewohnern der Stadt über 20 000 Juden befinden, war das Leben auf den Straßen besonders bunt und bewegt.

Diese — nächst Genua — reichste Handelsstadt Italiens hat in den letzten Jahren verloren, weil das Korngeschäft, welches früher von Odessa hierher ging, sich neuerdings direkt nach Marseille gewandt hat. Dazu ist die Fabrikätigkeit, wie überhaupt auf der ganzen apenninischen Halbinsel, sehr unbedeutend. An Intelligenz fehlt es dem Lateiner sicherlich nicht, aber vielleicht an Ausdauer. In Italien entstehen jetzt überall Eisenbahnen, und doch gibt es bis heute keine nennenswerte Maschinen- oder Waggonfabrik; Lokomotiven und Maschinen für die Dampfer bezieht man aus England, die Waggons aus der Schweiz.

Das geschäftliche Treiben am Hafen erinnerte mich an Hamburg, freilich mit dem Unterschied, daß hier alles einen südlichen, fast orientalischen Anstrich hat. Denn aus der Levante kommen viele Handelsleute und Waren; an die

Vollendung des Suezkanals knüpft die Börse große Hoffnungen.

Sonntag früh bestiegen wir den zierlichen Schraubendampfer „Elba“ und trafen an Bord sehr angenehme Gesellschaft. Eine junge Signora Patrini war bildschön: Augen, Augenbrauen, Lippen, Wimpern, Wuchs — bezaubernd. Am Hals auf blauem Band der Löwe von San Marco, das Abzeichen Jung-Italiens, welches Benedig haben will.

Jetzt taucht Korsika auf, wo morgen vor 95 Jahren Bonaparte das Licht der Welt erblickte; dann Elbas mächtiges Gebirge. Alles in leuchtender Sonne, umspielt von tiefblauen Fluten, aus denen „menschenfreundliche“ Delphine hervor tauchen, um zu allgemeinem Ergözen ihre gymnastischen Künste zu produzieren.

Nun dampfen wir in den majestätischen Golf von Portoferraio. Rings steigen die Felsmassen wie ein Amphitheater herab, während die kleine Stadt sich mit ihren Häusern und grünen Orangengärten den Berg hinanzieht.

Drei mächtige Forts beherrschen Einfahrt und Ort. Cosimo, der Mediceer, hat sie angelegt.

Wir steigen im Hôtel Ape d’Oro ab. Die „goldene Biene“, das Zeichen der Emsigkeit, hatte der Korse bekanntlich als Wappen erwählt. Golf, Hafen, Stadt — ein sonniges Gesamtbild. Doch die Jahre 1814—15 tauchen empor, und als bald werden die Farben düsterer.

Am 8. Mai 1814, abends gegen 6 Uhr, ankerte die englische Fregatte „Undaunted“ im Hafen. Man hatte dem Kaiser bei seiner Ankunft in Fréjus ein französisches und ein englisches Schiff zur Verfügung gestellt. Er wählte das englische.

Die Nacht blieb er an Bord. Am folgenden Tage betrat Napoleon die steinerne Hafentreppe, an der noch heute die Barken anlegen. Am Quai empfing ihn der französische Kommandant Dalesme, den er offiziell von seiner Ankunft in

Hoff.
uben.
besell.
ugun,
Um
Ab.

Bona-
tiges
lauen
vor-
ünste

orto-
eater
und

imo,

ne",
als
Ge-
als.

eng-
dem
ein
das

rat
die
om-
in

Kenntnis gesetzt hatte. Der Maire und die Ältesten von Portoferraio überreichten ihm die Schlüssel der Stadt; durch die Porta di Mare zog der einzige Weltbeherrcher in sein Duodezreich.

Carusco, ein alter Bootsmann, schilderte uns lebhaft, wie er an jenem Tage und oft nachher den Imperator gesehen habe. Die Bevölkerung der Insel, neugierig zusammengeströmt, begrüßte den neuen Herrscher und geleitete ihn zunächst in die Kirche, wo ein Te Deum angestimmt wurde. Noch wenige Tage zuvor hatten die Bewohner von Portoferraio auf die Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris den Kaiser in effigie verbrannt, aus Freude, daß Krieg und Konfiskationen jetzt zu Ende. Als die guten Insulaner hörten, der verbrannte Napoleon werde als Herrscher zu ihnen kommen, berechneten sie schleunigst, daß nun ein Goldregen das arme Eiland befruchten würde, und begannen sich zu begeistern.

Die Wohnung des Kaisers, die er später bezog, liegt oberhalb der Stadt in einer Talmulde zwischen beiden Forts; an das höhere Mittelgebäude schließen sich zwei niedrige Seitenflügel.

Der Festungskommandant machte uns dort sehr freundlich die Honneurs. Von den alten Möbeln ist nichts mehr zu sehen. An zwei Fenstern trugen noch Bronzedäler vergilzte Gardinen.

Im kleinen, rings mit Alkazien bepflanzten Garten pflegte der Kaiser zu spazieren. Aber Kerkerluft weht auch hier: von rechts und links blicken die beiden Forts finster auf den Käfig des Löwen.

In einer Mauernische steht ein Werk von Canova: die Marmorbüste der schönen Pauline Borghese, der Schwester Napoleons, welche freiwillig die Verbannung mit dem Bruder teilte, um ihn aufzuhetzen und ihm bei der Ausführung seiner späteren Pläne behilflich zu sein.

Am Ausgang des Gartens ist ein antikes Mosaik ein-

gelassen, welches der Kaiser von einer Promenade mitgebracht. Daneben sind im Kalkboden Hufspuren eines kleinen Pferdes, das er zuweilen bestiegen haben soll.

Ein Seitengebäude — jetzt Rumpelkammer — ließ Napoleon zu einem Theater einrichten. Man sieht noch Spuren der Bühne und des Zuschauerraumes, von wo der Kaiser mit seinem Hofstaat den Vorstellungen beiwohnte, wie weiland dem Spiel eines Talma im Théâtre Français.

Ende Mai landeten in Portoferajo 600 Grenadiere und Chasseurs à pied nebst 100 Kavalleristen, alles Soldaten der alten Garde, die sich bereit erklärt hatten, mit nach Elba zu ziehen. Auf englischen Schiffen setzten sie nach Portoferajo über. Das Herz des Kaisers jubelte, als er die alten Waffengefährten landen sah. Später kamen noch 60 Polen von Italien herüber. Auf Elba selbst hatte er ein Kontingent von 300 Mann vorgefunden. Eine Truppe von fast 1100 Mann war somit um ihn versammelt und gab ihm ein Gefühl der Sicherheit, dessen er mehr denn je bedurfte; gingen doch die Anhänger der Bourbonen — wie er erfahren haben wollte — mit Mordplänen gegen ihn um. Den Kommandanten des nahen Korsika, einen eifrigen Legitimisten, hatte Napoleon besonders im Verdacht. Außerdem fürchtete er, auf Grund der Berichte seiner Geheimagenten, daß die Alliierten gesonnen seien, ihn eines Tages von Elba auf eine, im fernen Ozean gelegene Insel zu entführen. Gegen solche Eventualitäten wollte er sich schützen; eine Polizei im Stil Touchés wurde auf der ganzen Insel organisiert.

Im Sommer besuchte die vierundsechzigjährige Lætitia ihren Sohn. Im stillen hoffte Napoleon, daß auch Marie Luise kommen werde — aber vergeblich. Wären überhaupt derartige sentimentale Belleitäten bei ihr aufgetreten, so würde Papa Franzl in Wien nicht gejögert haben, seiner Tochter den richtigen Standpunkt klarzumachen; mit der Napoleonidenwirtschaft und dem Kaiserreich war es ja aus. Napoleon mochte

in der Vereinsamung eine Vergeltung finden für die Lieblosigkeit, mit der er Josephine von sich gestoßen. Aber auch diese war für ihn verloren. Anfang Juni erhielt er die Nachricht von ihrem Tode. Eine für Napoleon nicht willkommene Zugabe war Oberst Campbell, der den Kaiser schon auf seiner Überfahrt von Fréjus nach Portoferraio im Auftrag der englischen Regierung begleitet hatte, um ihn insgeheim zu überwachen. Er lebte seitdem in Florenz, kam mitunter nach Elba, um den Verbannten scheinbar harmlos zu besuchen, im Grunde aber, um über das dortige Treiben nach London Bericht zu erstatten. Besonders störend wirkte die englische Kontrolle, als der Korse sich auf die Rückkehr nach Frankreich vorbereitete. Dass Campbell nicht hindernd dazwischentrat, ist teils dem Zufall, teils der Umsicht zuzuschreiben, mit der Napoleon das Unternehmen einfädelte. Alm amüsantesten ist, dass er unter dem Vorwand, seine Jahresrente sei zu knapp, von Louis XVIII. eine größere Summe erbat, die er zu Anwerbungen verwandte.

Bald nach seiner Ankunft kaufte er die Besitzung San Martino, eine Stunde von Portoferraio am Gebirge.

Dort ist heute noch fast alles so, wie Napoleon es verlassen hat. Fürst Anatole Demidoff, Gemahl der Prinzessin Mathilde (Tochter Jérômes), dem die Villa durch Erbschaftsvergleich zugefallen war, hat mit sichtlicher Pietät Sorge getragen, diesen Räumen, wo der Kaiser flüchtige Momente der Ruhe gefunden haben mag, den historischen Hauch zu bewahren.

Von den Gemächern schweift der Blick über den blauen Golf.

Die Aussicht aufs Meer war für den Kaiser notwendig. Von dem, was dort vorging, musste er stets unterrichtet sein; er wollte die Flaggen der Schiffe erkennen können, welche sich dem Eiland näherten. Die kleine Flotte, die er sich geschaffen, führte das von ihm als Fürsten der Insel angenommene weiß-amarantene Banner mit den kaiserlichen Bienen. Zeigte

sich aber eine englische oder französische Flagge, so witterte er Verrat.

Selbst vom Speisetisch mußte er durch die offene Tür das Meer vor Augen haben. Ähnlich steht auch sein Bett. Sogar im Badezimmer ist die marmorne Wanne so gedreht, daß der Blick das Meer umfaßt.

Neben jener Wanne ist ein Wandgemälde: „Die Göttin der Wahrheit“; darunter stehen die Worte: „Qui odit veritatem, odit lucem.“ „Wer die Wahrheit haßt, haßt das Licht.“ Die Inschrift soll er selbst angegeben haben. Das wäre merkwürdig. Ich gedachte des letzten kleinen Diners beim Grafen Nesselrode im Februar 1862, wenige Wochen vor seinem Tode, wo der alte Herr so heftig auffuhr bei der Erinnerung an den „lügenden“ Bonaparte.

Fast ebenso rätselhaft ist ein Medaillon an der Decke des Gartensalons. Der Maler Ravelli hatte vom Kaiser selbst die Weisung erhalten, in jenem Medaillon den Gedanken auszuführen: „Deux pigeons attachés à un même lien dont le nœud se resserre à mesure qu'ils s'éloignent.“ Welche Erinnerung hat Napoleon damit verknüpft? Schwebte ihm Marie Luise vor? Im Napoleonischen Museum in San Martino befand sich bis vor kurzem unter anderen Reliquien eine Tabatière mit ihrem Bildnis (von Isabey gemalt), darunter: „2. April 1810“ (der Vermählungstag). Dies Porträt soll er auf Sankt Helena noch im Moment des Sterbens krampfhaft in der Hand gehalten haben. Einer seiner letzten Gedanken war die Kaiserin, die sich inzwischen mit dem schönen Grafen Neipperg getrostet hatte. Die Nachkommen, Montenuovo, sind vor einem Monat in den Fürstenstand erhoben.

Den Speisesaal schmücken Bilder vom ägyptischen Feldzug. Mit jener glorreichen Expedition hat des Korsen Phantasie sich bis zuletzt beschäftigt.

Unter einem der Gemälde steht der Name Ravellis mit

der Jahreszahl 1814. Ihm gegenüber ist, nach spezieller Anordnung des Kaisers, eingezeichnet: „Ubi cunque Felix Napoleon.“ Wiederum mysteriös. 1814 auf Elba glücklich?

Der schattige Garten der Villa führt zu einer Quelle. Napoleon liebte sie. Den Wert frischen Wassers hatte er im Orient schähen gelernt.

Nachmittags stiegen wir wieder in die Barke — an derselben Quatreppe, von wo aus der alte Carusco am Abend des 26. Februar 1815 den Kaiser mit seinen Garden zur Rückkehr nach Frankreich sich einschiffen sah. Die vier Bootsleute ruderten kräftig, und um 8 Uhr, gerade als das Ave-Maria geläutet wurde, landeten wir bei herrlicher Abendbeleuchtung in Piombino.

Auch hier lebt die Erinnerung an Napoleon. In der hügeligen Stadt thronte, nachdem die erste italienische Seifenblase entschwelt war, in einem selbständigen Reich der Gatte von Elise Bonaparte, der Korse Felix Bacciochi, Großlehnsträger seines kaiserlichen Schwagers.

Ein alter, mächtiger Turm, der sich malerisch auf schroffer Meeresklippe unmittelbar vor der Stadt erhebt, weiß sicherlich höchst interessante Details aus den früheren Jahrhunderten zu erzählen, deren wechselvolle, oft recht schauerliche Geschichte er als stummer Zeuge mit durchlebte. Ohne Eisen und Blut konnte das alles hierzulande nicht ablaufen. Gleich der erste der Appiani, die eine Zeit lang Piombino beherrschten, namens Jacopo (Feind des mächtigen Pisaner Hauses der Gambacorti) vermochte auf die Länge seinem inneren Herzensdrange nicht zu widerstehen: im Jahre 1392 ließ er durch den anmutigsten Verrat den alten Pietro Gambacorti ermorden.

Ein Kulturbarometer des heutigen Piombino ist sein vornehmster Gasthof: Al Lione Rosso. Eine furchtbare Spelunke, in der wir die Nacht zubringen mußten. In seinen Zimmern hätte ein Naturforscher die interessantesten Beobachtungen anstellen können über das nächtliche Leben und Treiben ver-

schiedenartiger Spezies von Insekten, die sich dort wie alte, gute Hausfreunde in gemütlichster Weise etabliert hatten. Das Abendessen war nur möglich, weil Wider so schlau war, ein echt nationales Gericht zu bestellen, einen pollo rabbiato in padella, ein „in der Pfanne verrückt gemachtes Huhn“, welches in Stücken gehackt, mit Pfeffer und Pomme d’oro (pommes d’amour) im Fegefeuer einer Pfanne verarbeitet wird. Wir vertilgten diesen Pollo in der Wirtschaft beim mattan Schein einer jener dreischlägigen Messinglampen, die schon vor Tausenden von Jahren den klassischen Haushaltungen leuchteten. Als die drei Flammen immer düsterer wurden, nahm die Aufwärterin ganz kaltblütig aus dem auf dem Speisetisch befindlichen plat de ménage die Ölflasche, um die Dochte zu begießen, und munterte sie dann mit ihrem silbernen Haarpfeil auf. Zwischen Salat-, Lampen- und wahrscheinlich auch Haaröl ist in Piombino kein Unterschied.

Über Livorno ging es morgens nach Pisa. Raum drei Viertelstunden Bahnfahrt und doch welch gewaltiger Unterschied! Dort der Lärm, das Fieber der Geschäftswelt, ganz das Bild des neunzehnten Jahrhunderts ohne Vergangenheit — hier das mittelalterliche Pisa, vornehm in sich zurückgezogen, versunken in träumerischen Erinnerungen an längst geschwundene Größe. Pisa morta!

Ergreifenden Eindruck macht der Campo Santo, eine Schöpfung des dreizehnten Jahrhunderts. Auf 50 Galeeren ließ die Republik geweihte Erde von Golgatha kommen, um den Raum zu bedecken, auf dem der Friedhof aufgeführt werden sollte.

Ein mächtiges Grabmal fällt vor allem in die Augen. Friedrich der Große ließ es seinem Freunde Algarotti errichten; die Inschrift lautet:

Algarotto Ovidii aemulo
Newtoni discipulo
Friedericus Magnus
A. D. M D C C L X I V.

(Allgarotti, Ovids Nachleiferer, dem Schüler Newtons, Friedrich der Große 1764.) Ob Friedrich wohl selbst angegeben hat, sich als den „Großen“ zu bezeichnen?

Ganz in der Nähe umschließt ein Sarkophag die Reste des deutschen Kaisers Heinrich VII. Beim Rückzug von Rom am 24. August 1313 erlag er zu Buonconvento bei Siena dem Fieber. Auf dem Deckel ruht seine weiße Marmorgestalt in einem Mantel, durchwirkt mit Löwen und Adlern, den Sinnbildern der guelfischen und ghibellinischen Parteien. Als man bei seiner Umbettung das Grab öffnete, fand man neben den Gebeinen Krone, Zepter, Reichsapfel von Silber und Reste des goldgestickten Kaiserornats.

An der Wand des Kreuzganges hängen heute die mächtigen Hafenketten, welche einst von den Genuesen und Florentinern davongeschleppt, im Jahr 1860 aber den Pisanern zurückgestellt wurden als „ewiges Zeichen der untrennbarer Einigkeit“.

Freitag bestiegen wir die „Medea“, um nach Civitavecchia zurückzukehren. Bis zur Höhe von Piombino folgten wir dem Weg nach Elba. Noch einmal zeigte sich die Insel unsfern Blicken. Beim Eintritt der Dunkelheit flammten an den Bergen zahllose Lichter auf. Es waren die Feuer der Carbonari, der Kohlenbrenner, die wohl nicht ahnten, welch magischen Effekt sie durch ihre räucherige Arbeit hervorzauberten.

Rom, 24. August 1864.

Der Fieberanfall, der Willisen bereits am vorigen Donnerstag in Genzano heimgesucht hatte, machte mich besorgt; hierzulande lässt sich das Ende eines Fiebers, zumal bei einem achtundsechzigjährigen Mann, nicht absehen.

Am Sonnabend abend fuhr ich nach Ariccia, speiste bei Mehendorffs, brachte den Abend bei Sartiges, dem französischen Botschafter zu, der mich drängte, auch den folgenden Tag dort zu bleiben.

Sonntag früh eilte ich nach Genzano. Das Fieber war

am Sonnabend wiedergekommen. Desungeachtet fühlte Willisen sich wohl, so daß ich ziemlich beruhigt von ihm Abschied nahm und den Abend sehr angenehm bei Campagnanos zu brachte.

Montag früh fuhr ich wieder zur Stadt.

Am selben Tage hat sich aber das Fieber bei Willisen wieder eingestellt, schon mit perniziösem Charakter. Sein Arzt, ein Homöopath, ein anerkannter Ignorant, mag seine Schuldigkeit getan haben, vielleicht auch nicht. Jedenfalls ist gestern nachmittag 6 Uhr die Perniziosa wieder gekommen; eine Gehirnlähmung ist rasch eingetreten, und heute früh brachte mir der Arzt, Dr. Wahle, die Trauerbotschaft, daß Willisen diese Nacht 2 Uhr verschieden ist.

Der Verstorbene hatte das Prinzip, möglichst wenig einzuräumen, daß er auch einmal krank sein könne. So soll er denn auch dieses Mal das Fieberfrösteln schon mehrere Tage vor jenem Donnerstage verspürt, es aber ignoriert haben. Dabei war er Homöopath und hat wahrscheinlich nicht die gehörige starke Dosis Chinin bekommen, die hier bei der Perniziosa unvermeidlich ist.

Morgen geleitet die arme Frau von Willisen mit der Tochter die irdische Hülle zur Stadt. Die beiden Söhne, Offiziere, sind aus Berlin hertelegraphiert.

Früh war ich auf dem Quirinal, um Antonelli selbst die Nachricht zu bringen. Er war doch sehr ergriffen.

Um den Gesandtenposten in Rom wird in Berlin ein schreckliches Gelaufe und Gereize sein.

Rom, 27. August 1864.

Gestern war ich wieder längere Zeit bei Antonelli, um mit ihm über geschäftliche Angelegenheiten zu sprechen. Er lebt noch ganz unter dem Eindruck der plötzlichen Todesnachricht, die ich ihm zwei Tage vorher gebracht. Ein Ausruf: „Ah, mon cher ami, tout est fragile dans ce monde!“ schien ihm

recht von Herzen zu kommen. Es gibt übrigens auf dieser Welt fast nichts für ihn, was er nicht in seiner vergänglichen Bedeutung auffaßte. Besonders unempfindlich ist er gegen Lob und Tadel der Menge wie des Einzelnen; auch von der Seite der Eitelkeit ist Giacomo nicht zu fassen. Sein Wahlspruch ist: Pour apprendre à être indifférent au blâme, il faut commencer par savoir mépriser la louange et la répudier comme guide de ses actions.

Vor seinem Gegner Mérode hat Antonelli jetzt für einige Zeit Ruhe, da dieser auf Urlaub nach Frankreich und Belgien gegangen ist. Es fehlte kürzlich nicht viel, so hätte der päpstliche Kriegsminister das Zeitliche ebenso rasch gesegnet, wie der arme Willisen. Mérode war nämlich beim Papst in Castel Gandolfo zur Nacht geblieben; sein Schlafzimmer ging auf den Albanersee; ein Fenster schloß nicht ordentlich; am folgenden Morgen hatte er das Fieber, das bald einen sehr bedenklichen Charakter annahm. Aber gehörige Dosen Chinin zur rechten Zeit haben ihn am Leben erhalten.

In Belgien hat Mérode große Verehrer, teils seiner streng-kirchlichen Richtung, teils seines Charakters wegen.

Er war früher Offizier bei den Grenadiers à pied in Brüssel. Dort hatte er von seinen Kameraden manche Anfechtung zu erdulden wegen seiner vornehmen Herkunft; er ist Comte de Mérode. Die meisten belgischen Offiziere sind Bürgerliche und sehen nicht ohne Eifersucht auf adlige Kameraden, weil sie wissen, daß diese durch verwandtschaftliche Beziehungen schneller avancieren. So wurde denn auch Mérode in seinem Regemente gehänselt, ließ aber alles ruhig über sich ergehen, weil er als strenger Katholik kein Duell annehmen durfte. Diesen Standpunkt begriffen die mit ihm dienenden Offiziere nicht, suchten vielmehr Mangel an Mut dahinter und deuteten ihm dies an.

Mérode nahm sich vor, den Kameraden zu beweisen, daß sie sich in ihm täuschten. Er verließ das Regemente, ging

nach Algier, machte in der französischen Truppe einen Zug gegen die Araber mit und legte solche Beweise von Bravour ab, daß er unmittelbar nach einem der ersten Gefechte den Orden der Ehrenlegion erhielt. Dann verließ er die französische Armee, kehrte nach Brüssel zurück und hatte die Genugtuung, bei seinen Kameraden eine glänzende Aufnahme zu finden. Hierauf ging er nach Rom, um dem Papst zu dienen.

Rom, 3. September 1864.

Dienstag vormittag kamen die armen Söhne Willisen an, die auf die erste Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Vaters sich aufgemacht, jedoch schon unterwegs in Verona durch die Zeitung seinen Tod erfahren hatten. Nun ist auch unser Gesandtschaftsprediger Golz erkrankt, so daß die irdischen Überreste sich noch immer in der Kapelle der Gesandtschaft befinden und erst nächsten Dienstag zur Erde bestattet werden können.

7. September 1864.

Sonnabend ging hier abends ein tolles Unwetter nieder und dauerte den ganzen Sonntag. Seit dem Fronleichnamsfest war kein Regen gefallen. Jetzt aber mußte er kommen; denn das italienische Sprichwort sagt, daß zwischen den beiden Jungfrauen (fra le due vergine) der Regen unvermeidlich ist, d. h. zwischen 15. August, Mariä Himmelfahrt, und 8. September, Mariä Geburt.

Heute war die ganze Natur erfrischt, neu belebt. Ich war mit Bisconti zeitig nach dem Lateran gegangen.

In einer Seitenkapelle der Kirche hielten die Domherrn ihre Frühmesse. Auf jedem der hohen, gebräunten Notenpulte lag das dicke, schwere Missale, aus dem alte Kirchengesänge vorgetragen wurden. Feierlich schwebten die prächtigen Altkorde und Übergänge durch die Hallen des Doms. Wir wanderten von einer Kapelle zur anderen, suchten alle

die Päpste, Kardinäle und Bischöfe auf, die hier unter pomphaften Grabmonumenten und Marmorplatten schlafen — auch ruht hier eine der glänzendsten Erscheinungen aus dem spanischen Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts, eine Frau, vor deren Macht und Klugheit einst ganz Madrid, das ganze Eskorial erzitterten: Madame la Princesse des Ursins, die bekannte Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V. von Spanien, eine geborene de la Trémouille. Nach allen Triumphen und Niederlagen, Kämpfen und Intrigen schlummert sie jetzt still, fast unbemerkt, in der Kapelle der Orsini.

9. September 1864.

Es sind jetzt sechs Jahre her — im Juli 1858 — daß ich von Berlin nach Zerbst reiste, um das dortige Schloß zu besichtigen, in dem die nachmalige Kaiserin Katharina einen Teil ihrer Jugend zugebracht hat. Der Kastellan führte mich zunächst in die Schlosskapelle, in deren Souterrains sich das fürstliche Erbbegräbnis befindet. Unter den Grabmonumenten fiel mir besonders der mächtige Sarkophag auf, in dem der Vater Katharinas, der preußische Feldmarschall Fürst von Anhalt-Zerbst, ruht. Auf dem Deckel liegt, unterhalb des Schwertes und Marschallstabes, das Symbol des christlichen Glaubens, welchem der durch Frömmigkeit und protestantische Strenge ausgezeichnete Fürst bis an sein Lebensende treu ergeben war.

Einen um so eigentümlicheren Eindruck machte eine mit schwarzem Sammet überzogene, an den Ecken mit silbernen Borden besetzte Kiste, welche zu Füßen des fürstlichen Sarkophags steht. Sie enthält die Überreste seiner Gemahlin, die ebenso durch Geist und Schönheit, wie durch Intriguenucht und Frivolidät bei allen Zeitgenossen bekannt war.

Nachdem sie im Jahre 1742 die Tochter zur Vermählung mit dem Großfürsten Peter nach Moskau begleitet hatte, stiftete die unruhige Frau dort bald so viel Unheil an, daß sie schon nach einem Jahr von der Kaiserin Elisabeth genötigt

wurde, den russischen Hof zu verlassen. Das stille Leben in Zerbst und Stettin wollte ihr dann nicht zusagen. Nach dem Tod des Fürsten ging sie nach Paris und starb dort im Jahre 1760 in so ärmlichen Verhältnissen, daß niemand sich um ihre Bestattung kümmerte. Schließlich wurde die irdische Hülle in eine Kiste gepackt und nach Zerbst geschickt. Hier wollte der — über alles Vorgefallene unterrichtete Sohn sich auch nicht weiter mit der Kiste befassen. In aller Stille ward diese in die Schloßkapelle geschafft und schwarzer Sammet mit Silberborden darum gelegt. So steht sie dort noch heute.

Diese posthume Kistensexistenz hatte mich, zumal bei einer Fürstin, stets intriguirt.

Das aber, was ich heute hier in der Art sah, geht doch noch weiter. In Rom, dem achtzehnhundertjährigen Sitz der Nachfolger Petri, der Hauptstadt der katholischen Christenheit, liegen seit dem Jahre 1610 die Gebeine zweier Päpste unbegraben, in einer elenden Kiste, deren Existenz und Aufbewahrungsort vielleicht nur wenige Personen kennen! Und das dem würdigen Calixt III. und seinem Neffen, dem furchtbaren Alexander Borgia! Das in Rom, wo seit 400 Jahren kein Papst gestorben ist, dem nicht ein prächtiges Grabmonument erstand!

Julius II., der Nachfolger Alexanders, soll — so heißt es — aus Haß gegen die Borgias befohlen haben, die Überreste seines Vorgängers aus den vatikanischen Grotten zu entfernen.

Dass Julius II. und die späteren Päpste das Möglichste getan haben, um das Andenken an die spanischen Borgias zu vertilgen, ist richtig. In Rom ist kein päpstliches Wappenschild so selten wie das Alexanders VI. Sie scheinen systematisch vernichtet zu sein. Das Borgia-Wappen besteht aus zwei Feldern; eins zeigt einen Stier, das andere drei Querbalken. Ich habe bis jetzt nur noch fünf dieser Wappen entdeckt: eins von Calixt III. in der alten Santa Prisca am

Fuße des Aventin, zwei von Alexander in einem Vorhof des Vatikan über der hohen Eingangspforte, ein anderes am sogenannten Ambulatorium Alexanders VI., dem verdeckten Verbindungsgang, den dieser Papst vom Vatikan zur Engelsburg aufführen ließ — zum Nutzen eines späteren Nachfolgers, des hartbedrängten Clemens VII., der sich auf diesem Wege 1527 in das Castel S. Angelo rettete. Schließlich ist ein ganz unscheinbarer „Stier“ an einem Hause der Straße Borgo nuovo erhalten, die vom Petersplatz nach der Engelsbrücke führt, und dieses Wappen ist das interessanteste. Denn jene Straße trug einst den Namen „Via Alexandrina“, wurde aber schon von Julius II. in „Borgo nuovo“ umgetauft, damit in der Nähe des Petersplatzes keine Erinnerung an den verhafteten Borgia fortbestehe. Die alte Benennung ward ausgelöscht. Aber in der Hast übersah man jenes Wappen, unter dem sogar noch heute „Via Alexandrina“ in bescheidener Schrift steht.

Mit der Feindschaft des zweiten Julius gegen die Borgias hat es somit seine Richtigkeit; aber erst lange nach seinem Tode wurden die Gebeine Alexanders aus den Grotten fortgeschafft. Und das kam so:

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte in Rom ein begüterter spanischer Geistlicher namens Johannes Baptista Vives aus Valencia, der Domherr am St. Peter war. Als Landsmann der Borgias ärgerte es ihn, daß Alexander ebenso wie dessen Onkel Calixt noch immer in den dunklen vatikanischen Grotten lagen. Er kam daher auf den Gedanken, ihnen aus eigenen Mitteln ein Denkmal errichten zu lassen, und zwar in der spanischen Nationalkirche Santa Maria di Monserrato. Zu diesem Ende wandte er sich an den damaligen Papst Paul V. Borghese mit der Bitte, zu gestatten, daß die Gebeine der beiden Borgia aus den Grotten nach jener Kirche überführt würden, um dort fortan unter ihren Landsleuten zu ruhen. Die päpstliche Erlaubnis wurde ihm erteilt, und am 30. Januar 1610 ließ er die Überreste des Oheims und seines

Nefzen nach dem Kloster S. Maria di Monserrato überführen. Das alles ist in einer sehr interessanten Geschichte der Päpste (vitae et res gestae Pontificum Romanorum) von Alphonsius Ciacconius (Rom 1677) erzählt. In eine Kiste verpackt, wurden die Borgiaschen Gebeine einstweilen im Kloster aufbewahrt. Später, sobald das Grabmonument fertig sein würde, sollten sie in der Kirche einen würdigen Platz erhalten.

Was ist nun aber tatsächlich aus ihnen geworden? Es wird behauptet, sie seien „hinter dem Hauptaltar“ der Kirche beigesetzt. Als ich dort vor einigen Wochen einen Kirchendiener nach dem Grab des Papstes Alexanders VI. fragte, bekam ich von ihm die Antwort, daß dieser gar nicht dort begraben sei. Ich hielt damals jenen Kirchendiener für einen Ignoranten, der nicht einmal zwischen den paar Pfeilern seiner Kirche Bescheid wisse. Bald aber wurde ich eines Bessern belehrt. Es kamen mir Berichte zu, daß die Borgias wirklich nicht in der Kirche lägen, überhaupt gar nicht bestattet seien. Einer meiner spanischen Kollegen, der Marquis Arcicollar, der selbst mit den Borgias verwandt ist, bestätigte mir dies und fügte geheimnisvoll hinzu, daß die Armen noch immer in der Holzkiste lägen, in welcher Vives sie Anno 1610 nach Monserrato habe bringen lassen. Unglaublich! Davon mußte ich mich selbst überzeugen.

Mit einer Empfehlung an Don Ramon de Pujols, Domherrn von Monserrato, versehen, begab ich mich in Hermanns Begleitung heute früh dorthin. Die Empfehlung war ausgestellt von Louis Luque y Patiño des Marquis de Villa Castel, attaché à l'ambassade de S. M. Catholique; Don Ramon wurde darin aufgefordert, uns „toutes les curiosités“ zu zeigen.

Der Mann war von echt andalusischer Liebenswürdigkeit. Er führte uns zunächst in das zur Kirche gehörige spanische Hospital, welches mit allem Komfort eingerichtet ist. Dann betrachteten wir unter den Arkaden, die den Hofplatz umgeben,

verschiedene Grabmonumente. Endlich traten wir in die Vorhalle. Don Ramon schloß eine kleine unscheinbare Tür auf. Wir blickten in einen dunkeln niedrigen Raum. An den Wänden zogen sich auf Regalen Holzkästchen mit Etiketten hin; sie enthielten Gebeine von Märtyrern.

In der Mitte dieser Kammer stand auf dem Fußboden eine bestaubte, vierckige Bleikiste. Don Ramon hob den Deckel ganz unbefangen mit den Worten auf: „Voilà les ossements des deux Borgia“. Er ahnte gar nicht, in welcher Spannung wir uns befanden. In dieser Kiste stand ein Kasten von dunkelbraunem Holz — eine vergrößerte Hamburger Zigarrenkiste — etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, 1 Fuß hoch, $1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Um ihn war eine schmale, leinene Banderole gelegt, mit zwei roten Siegeln, die so alt waren, daß man den Stempel nicht mehr erkannte. Darüber stand auf weißer Papieretikette in altertümlicher Schrift:

Los guesos de dos Papas
están en esta caseta, y son
Calisto y Alejandro
VI., y eran Españoles.

Das Spiel des Zufalls hat häufig einen ironischen Beigeschmack, hier aber hat es sich zu einem fast dämonischen Sarkasmus gestaltet. Alexander Borgia, einst der Schrecken Italiens, der neun Jahre hindurch so stolz die päpstliche Tiara auf seinem Haupte trug — jetzt ein kümmerlicher Haufen Staub und Knochen, zusammengepact mit denen des braven Oheims in einem elenden Holzkasten, und das Ganze seit schon dritthalb Jahrhunderten der Vergessenheit preisgegeben.

Arcicollar ist bemüht, die beiden Unverwandten aus dem dunkeln Versteck hervorzuziehen und ihnen ein christliches Grab in der Kirche zu verschaffen. Er hat außerdem seine Regierung aufgefordert, den beiden Päpsten ein einfaches Monument

errichten zu lassen. Seine bisherigen Bemühungen sind aber ohne Erfolg geblieben.*)

Rom, den 16. September 1864.

Vor einigen Tagen fuhr ich früh nach Ariccia, um von dort aus mit Lobo (portugiesischem Legationssekretär) den ihm befreundeten Herzog von Sermoneta in Frascati zu besuchen. Der Weg dorthin ist prachtvoll. Gegen Mittag langten wir in der Villa des Herzogs an. Er ist ein höchst geistreicher, sarkastisch witziger, unterrichteter Mann, bei der vornehmen Welt etwas verrufen wegen seiner liberalen Gesinnungen; dabei starker Aristokrat, denn die Fürsten von Gaetani (oder Caetani), Herzöge von Sermoneta, sind ein uraltes Geschlecht, das einst im Süden und Norden Italiens saß und das ganze Mittelalter hindurch sich mit den Frangipani und anderen Familien herumschlug. Zwei Päpste sind aus ihm hervorgegangen: Gelasius II. (1118) und Bonifazius VIII. (1294).

Die erste Gemahlin des jetzigen Sermoneta war eine Polin, eine Gräfin Rzewuska, deren älteste, schöne Tochter mit dem Grafen Lovatelli vermählt ist. Seine zweite Gattin ist eine Engländerin, Knight, deren Schwester mit dem hiesigen frührern Gesandten Kanič verheiratet ist.

Unter den vielen Fremden, die stets bei Sermoneta verkehrten und sich auch jetzt noch dort vereinigen, ist Abeken zur Zeit, wo er hier Gesandtschaftssekretär war (1846), einer der eifrigsten Hausfreunde gewesen. Seine Talente und seine Gefälligkeit stehen noch in guter Erinnerung.

Nach römischer Sommersitte wurde dort um 1 Uhr diniert. Als wir nach Tisch im Garten unter den Lorbeerbäumen den

*) „Im Jahre 1889 erhielten die Gebeine Calixts III. und Ale-
xanders VI. eine würdigere Ruhestätte. Einige vornehme Spanier haben
ihnen im rechten Seitenschiff von S. Maria di Monserrato einen ein-
fachen Marmorskophag errichtet.“ Gregorovius, Grabdenkmäler der
Päpste. Herausgegeben von F. Schillmann. Leipzig 1911, F. A. Brock-
haus.

Kaffee nahmen, wurde der französische Botschafter gemeldet. Das war pikant — nicht wegen der Person des guten Sartiges, sondern weil Sermoneta stets erklärt hatte, daß er dem französischen Botschafter nicht den ersten Besuch machen werde. Da Sartiges persönlich Wert darauf legte, den Herzog kennen zu lernen, hatte er sich bequemen müssen, von seiner Botschafterwürde herunterzusteigen und ihm die Antrittsvisite zu machen.

Gestern nachmittag besuchte ich mit Lobo das Pendant zur Villa Madama, die sogenannte „Villa Papa Giulio“, die Papst Julius III. vor der Porta del Popolo durch Vasari und Michelangelo aufführen ließ. Sie ist nicht vollendet und verfällt. Dem spanischen Maler Fortuni sind einige der weiten Räume als Atelier eingeräumt. In einem der Säle hängt ein großes Schlachtenbild aus dem letzten spanisch-marokkanischen Feldzug. Es hat solchen Umfang, daß der Künstler verzweifelt, es je zu vollenden. Er war seinerzeit auf die erste Nachricht vom Ausbruch des Krieges nach Afrika geeilt, hatte auf dem Schlachtfelde selbst reiche Studien gemacht, dann mit eisernem Fleiß gearbeitet — und nun steht er unschlüssig und fast verzagt vor seinem Werk.

Von dort gingen wir in das von schönen Nymphen bevölkerte Atelier Riedels.

Gegenwärtig arbeitet er an einer Aurora. Diesen Künstler über die Schönheit hiesiger Frauen reden zu hören, ist höchst interessant, weil er die Gründe so genau detailliert, warum sie so reizend sind. Sein Hauptmodell während der letzten Jahre war ein Mädchen namens Nazarena. Wenn die sich unter den Linden zeigen würde, ich glaube, ganz Berlin liefe zusammen. Für Meyendorff hat er sie als Odaliske gemalt. Sie beherrscht sein ganzes Arbeitszimmer, weil ihr Porträt die Augen aller Anwesenden magnetisch fesselt.

Als Hauptgrund der Schönheit der Römerinnen führt Riedel an, daß die südlische Haut so stark und fest ist, wodurch die prächtige Bildung der Lippen, die antike Form der

Nase (besonders der Nüstern) und schließlich die malerischen Falten in der Umgebung des Auges bedingt werden, welche letztere durch ihre dunkle Schattierung die Schönheit des an und für sich großen, klaren Auges noch särfer und ausdrucks voller hervortreten lassen. Bekanntlich suchen die Pariser und Petersburger Damen das Dunkel dieser ihnen fehlenden Falten durch schwarze Pinselstriche unter dem Auge zu ersehen, wohl wissend, daß dadurch der Effekt des Augenglanzes erhöht wird.

Von Riedel gingen wir zum Berliner Bildhauer Matthiae, einem Schüler Thorwaldsens, der auch schon zwei bis drei Dezennien in Rom weilt und für die Großfürstin Helene wunderbar schöne Sachen ausgeführt hat.

Zum Schluß eine Ateliergeschichte. Vor dem Bildhauer Schöpf wohnte in der Villa Malta der bayerische Bildhauer Wagner, der für den König Ludwig die berühmten Ägineten aus Griechenland holte, die jetzt in München paradierten.

Als diese noch bei Wagner standen, kommt ein Engländer zu ihm, bewundert die Ägineten und spricht den Wunsch aus, sie auch seinen Damen zu zeigen. Wagner ist gern bereit. Plötzlich stutzt der Besucher: die vielen Nuditäten machen ihn der Damen wegen bedenklich — aber nicht lange. „Ich weiß ein Mittel,“ ruft er triumphierend, „daß die Ladies nur die Köpfe und Füße der Krieger zu sehen bekommen!“ — Damit holt er einen Bindfaden, befestigt ihn an den beiden äußersten Figuren jeder Gruppe, zieht aus seiner Tasche mehrere „Times“ und hängt diese wie Wäsche an dem Faden auf, so daß fast die ganzen Figuren bedeckt sind. Dann stellt er sich bewundernd vor sein Arrangement und freut sich, nun seine Damen holen zu können. Wagner ist beim Anblick dieser Szene immer heiterer geworden und platzt aus. Da wird der Fremde ärgerlich, nimmt wütend die „Times“ von der Leine, steckt sie wieder ein und verläßt das Atelier, ohne den unhöflichen Künstler eines Blickes zu würdigen.

Rom, 25. Sept. 1864.

Die vergangene Woche schwelgte wieder in kirchlichem Gepränge aller Art.

Am Sonntag war Seligsprechung von Fräulein Margareta Maria Alacoque, einer Jüngerin des Bischofs Franz von Sales, die im siebzehnten Jahrhundert ihre Wunder an Kranken verübt hat. Das Fest ging in St. Peter vor sich. Über dem Kirchenportal sowie hinter dem Hochaltar war das — einstweilen noch verschleierte Bild der Dame angebracht; im Chor brannten Tausende von Wachskerzen, die, in Kreuzen, Strahlen, Sonnen und Guirlanden malerisch gruppiert, aus den höchsten Wölbungen der Kirchenhallen herniederstrahlten. Die Herren Kardinäle saßen in ihren Stühlen au grand complet. In einer langen lateinischen Rede wurden die Wunder und Taten der guten Alacoque aufgezählt. Dann erfolgte die Verlesung des Breves, durch welches sie selig gesprochen wurde. Im selben Moment donnerten von der Engelsburg die Kanonen: von den Bildern der Seligen fielen drinnen und draußen unter Trompetenklang die Schleier, die Glocken läuteten, die päpstlichen Sänger stimmten das Tedeum an.

Auf einer großen Inschrift, die für diesen Tag am Kircheneingang paradierte, dankt Pio IX. dem Schöpfer, daß er durch seinen Hauch in den Stand gesetzt sei, die Jungfrau Alacoque zu beatifizieren.

Dieser Feier folgte am Montag ein anderes Schauspiel, das Ricevimento zweier Kardinäle.

Trevisanato, Patriarch von Venedig, und Bonnechose, Erzbischof von Rouen, sind im vorigen Jahr zu Kardinälen ernannt, hatten aber beide noch nicht das Recht, den roten Hut zu tragen, sondern mußten sich einstweilen mit dem roten Barett begnügen, weil sie seit ihrer Ernennung nicht in Rom gewesen waren und somit den Kardinalshut noch nicht hatten entgegennehmen können, den nur der Papst persönlich übergeben kann. Es ist eine Auszeichnung ohnegleichen, ein höchst seltener Aus-

nahmefall, wenn der Papst einem zum Kardinal ernannten und in der Fremde lebenden Geistlichen diese Reise nach Rom erlaßt und ihm durch eine feierliche Deputation den Hut hinausschickt.

Also Trevisanato und Bonnechose waren hier eingetroffen, um in dem zum vorigen Donnerstag anberaumten Konistorium aus der Hand Seiner Heiligkeit die Hüte entgegenzunehmen.

Vorher hielt jeder sein Ricevimento ab, ersterer in der österreichischen Botschaft, Bonnechose in der französischen. Die Abende vom Montag und Dienstag waren hierfür angesehen. Um solchen Ricevimento eines Kirchenfürsten den irdisch-materiellen Charakter weltlicher Empfangsabende zu nehmen, ist schon vor längerer Zeit die bedeutungsvolle Bestimmung getroffen, daß dort kein Eis noch sonstige Erfrischungen gereicht werden dürfen. Ferner ist neuerdings verordnet, daß die Damen nur en robes montantes zu erscheinen haben, dieweil Seine Heiligkeit mit tiefem Leidwesen vernommen, daß auf früheren derartigen Ricevimenti einzelne Frauen und Jungfrauen — zum Schaden der Kirche — eine so weltliche und leichte Kleidung gewählt, daß die Augen der zahlreich anwesenden frommen Geistlichen arg verleckt gewesen und nicht gewußt haben, wohin sich wenden.

Vor den glänzend erleuchteten Botschaften gaben den ganzen Abend französische und italienische Militärbanden rauschende Musik zum besten, aber die „Gesellschaft“ ist noch auf dem Land, auf Reisen, in Bädern, und die Säle waren recht leer.

Um Donnerstag fand dann das Konistorium im Vatikan statt. Die einleitenden Formalitäten zu einem solchen Konistorium sind seit alters her folgende. Am Tage zuvor erscheint ein päpstlicher Kämmerer bei Seiner Heiligkeit mit den Worten: „Sanitas et longa vita beatissime pater; cras erit consistorium?“ Darauf antwortet der Papst: „Erit consistorium“ und bezeichnet die Stunde. Dann setzen sich die päpstlichen Läufer in Be-

wegung, um jedem Kardinal anzuzeigen: „Cras erit consistorium“ und zugleich die Stunde anzugeben. Tritt nun das Konzistorium zusammen, so finden sich auch viele andere Geistliche ein, die dort geschäftlich zu tun haben. Das muß aber rasch erledigt werden, denn plötzlich erhebt sich der Ceremonienmeister mit dem Ruf: „Extra omnes!“ Dann muß alles, was nicht Kardinal ist, zur Türe hinaus.

Nun verliest der Papst die neuen Kardinals- und Bischofs-ernennungen und hält bei jeder Ernennung mit der Anfrage inne: „Quid vobis videtur?“ worauf die Kardinäle: „Placet!“ rufen und sich verneigen. Sind Kardinäle eingetroffen, die, wie Trevisanato und Bonnechose, nur das Barett haben, so überreicht der Papst den Betreffenden den Hut und öffnet ihnen dann den Mund, d. h. er verleiht ihnen den Titel einer Kirche. Erst durch dieses „Mundöffnen“ erhält ein Kardinal die Fähigkeit, sich an einem Conclave zu beteiligen und einen Papst mit zu wählen. Abends ist dann Empfang bei den „geöffneten“ Kardinälen. Sobald die Gesellschaft versammelt ist, erscheint ein Monsignore, hält vor allen Damen und Herren eine lateinische Anrede an die „Geöffneten“, fährt dann zu ihnen ins Haus und bringt ihnen den Hut, der morgens noch im Konzistorium hatte bleiben müssen. —

Am Donnerstag besuchte ich mit römischen Bekannten das Kloster Monte Cassino.

Der Herzog von Sermoneta, der mit den etwas liberalisierenden Mönchen auf dem Monte Cassino befreundet ist, hatte mir eine Empfehlung an Padre Tosti gegeben, einen höchst gelehrten Mann, der als Biograph des Papstes Bonifazius (aus dem Hause Caetani-Sermoneta) besonders liert mit Sermoneta ist.

Als wir am Grenzfluß Garigliano anlangten, erschien das für unsere Zeit typische Bild: diesseits die französische, jenseits die italienische Schildwache.

Gegen 4 Uhr waren wir in San Germano, am Fuße des

Monte Cassino. Der Berg, auf dem das palastartige Kloster thront, ist steil und hoch, so daß wir zu Eseln unsere Zuflucht nahmen. Graue Wolken und Regen verschleierten die Aussicht und ließen uns nur hin und wieder ahnen, daß wir uns auf einem der schönsten Punkte der romantischen Abruzzen befanden.

Nach einem Ritt von dreiviertel Stunde erreichten wir das Portal; die braven Grautiere wurden entlassen. Durch einen hohen bedeckten Treppengang gelangten wir in den Klosterhof. Der Eindruck des Ganzen ist überraschend: ein Arkadenhof reiht sich an den andern, und vom mittleren mit seinem majestätischen Brunnen führt eine imposante Treppe zur Säulen-umgebenen Kirche, selten schön durch ihre Marmorarbeiten, Mosaikpfeiler und reichen Fresken, die sich bis in die höchsten Wölbungen hinan ziehen. Das Souper nahmen wir im Refektorium, das eher einem Fürstenschloß als einem Kloster angehören könnte. Dort fanden sich gegen 9 Uhr abends auch die Mönche und Novizen ein. Früher war das Kloster sehr reich, hatte über 200 000 Skudi Revenuen; jetzt sind diese sehr zusammengeschmolzen. Wenigstens stellen sich die Mönche verarmt, vielleicht aus Furcht, Turin könne Appetit auf ihre Besitzungen bekommen.

Um anderen Morgen strahlte die Sonne. Wir besichtigten das Archiv, wo Merckel, Bethmann und alle die Jünger von Perz gearbeitet haben. Dort liegt auch das Fremdenbuch mit bedeutungsvollen Namen und Denksprüchen. Es zeigt auch eine feine, zierliche Schrift: Unum est necessarium. Maria optimam partem elegit. (Eines aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt.)

11. Febr. 50.

E. Renan.

Renan wird dort bald wieder zum Besuch erwartet.

Es ist eine Erinnerung fürs Leben, auf dem Altan von Monte Cassino gestanden und in die wilden Schluchten der Abruzzen geblickt zu haben, deren riesige Spalten malerisch in

das Blau des Himmels hineinragen, während zu ihren Füßen der Rapido das lachende Tal durchrauscht ... Dort unten lag einst die glänzende Villa Varros, des großen Feldherrn und Enzyklopädisten.

In dieser phantastisch schönen Gegend gründete der heilige Benedikt um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das Kloster, welches bald durch den Fleiß der Mönche die größten literarischen Schätze in sich vereinte und so die Wiege der Kultur und edlerer Bildung für die apenninische Halbinsel und das ganze Abendland wurde.

Donnerstag.

Antonelli sagt: „La convention franco-italienne est tombée comme une bombe dans le Vatican.“ Diese Bombe hat mich alle diese Tage verhindert, zu schreiben. Die Konvention verpflichtet Frankreich, die „division d'occupation“ binnen zwei Jahren aus dem Kirchenstaat zurückzuziehen, wogegen Italien verspricht, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen, sogar gegen Angriffe zu schützen und auf Rom als Hauptstadt zu verzichten.

Rom, 9. Oktober 1864.

Bis zur Ankunft des neuen Gesandten werde ich wohl noch sehr beschäftigt sein, denn ganz folgenlos kann diese neue Wendung, welche Louis Napoleon der italienischen und römischen Frage durch die Septemberkonvention gegeben hat, nicht bleiben. Bis jetzt vermag allerdings niemand abzusehen, wohin der jetzt betretene Weg führt; am wenigsten wissen die Leute hier, was sie dazu sagen sollen. Erst war im hochkirchlichen Lager großer Jubel; jetzt hat sich die Freude in Besorgnis verwandelt; denn Österreich läßt nichts von sich hören, aus Madrid kommen statt aufmunternder Worte nur trübe Berichte über die dortigen Verhältnisse, und in Italien findet die Konvention nirgends Widerstand, weckt vielmehr neue Hoffnungen im Lager der Unitarier.

Um meisten haben sich die neapolitanischen Emigranten geirrt. Diese Herren hofften, daß schöne Neapel werde eine Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz nicht ruhig mitansehen, sondern diese Gelegenheit benutzen, um dem Widerwillen gegen das piemontesische Regiment nachdrücklich Ausdruck zu geben. Statt dessen hat der 28. September in Neapel eine Versammlung gesehen, über deren grohartig patriotische Einmütigkeit mir interessante Details mitgeteilt sind. Das stolze Neapel hat erklärt, im Interesse der italienischen Einigung vergessen zu wollen, daß es die erste Stadt Italiens sei. Und diesem Beschuß haben Tausende aus allen Ständen beigestimmt.

Die Nachrichten von der Emeute in Turin verbreiteten unter den hiesigen Klerikalen natürlich große Freude. Man meinte, Viktor Emanuel hätte da in ein ordentliches Wespen-nest gestochen. Aber die Turiner Regierung hat nicht lange gefackelt, wie sie sich auch nicht lange besinnen wird, den Umzug nach Florenz zu bewerkstelligen. Meine Privatnachrichten aus Turin sowie die, welche Sartiges von dort erhalten hat, lauten dahin, daß die bei der Emeute verwundeten und gefallenen Personen Maurergesellen, Schlosser und Zimmerleute waren. Durch Bauunternehmer haben sie sich verleiten lassen, Skandal zu machen, weil ihnen vorgesungen ist, durch die Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz würden sie um Brot und Verdienst kommen. Diese Befürchtungen sind von Häuserbesitzern ausgegangen, die in den letzten, fetten Jahren durch hohe Mietpreise brillante Geschäfte machten. Um zweiten Tage haben sich dann die Mazzinisten der Bewegung bemächtigt, wurden aber durch die Energie der Regierung verhindert, die Unzufriedenheit der Geldsäcke und Philister für ihre republikanischen Zwecke auszubeuten.

Neben der Konvention ist hier das Hauptereignis des Tages der Fund der großen Bronzestatue eines Herkules in den Ruinen des einst berühmten Theaters, dessen Schöpfer Pompejus war. Dieses Gebäude lag unweit vom jetzigen

Farnesischen Palast, in der Nähe des Campo de' Fiori und der Piazza Biscione. In seinen Ruinen hatten sich schon während des Mittelalters die Orsini (die Linie, welche den Beinamen „Campo de' Fiori“ führt) festgesetzt und verteidigt. Nach ihnen errichteten die ferrarischen Fürsten Pio di Carpi dort einen Palazzo, den kürzlich der hiesige Bankier Righetti angekauft hat, teils um einen neuen Bau aufzuführen, zunächst aber, um Nachgrabungen anzustellen. Diese haben nun ein Kunstwerk zutage gefördert, das von den hiesigen Archäologen und Künstlern für einen der größten Schätze Roms erklärt wird. Die Bronze ist Barbaren und Nichtbarbaren stets verlockend erschienen, daher so zahlreiche Bronzekunstwerke des Altertums verschwunden sind. Dieser neugefundene Herkules war aber dadurch allen begehrlichen Blicken entzogen, daß man ihn — vermutlich beim Beginn der Völkerwanderungen — tief in die Erde versenkte und mit einer Art Grabmauer umgab. Dort ruhte er sanft auf seiner goldenen Löwenhaut anderthalb Jahrtausend, bis seine vorgestreckte linke Hand den Schatzgräbern sein Versteck verriet. Im Laufe dieses Sommers zeigte sich nämlich bei den Nachgrabungen plötzlich ein kolossaler Finger, dann die Hand, der Arm — endlich die ganze Statue, der freilich beide Füße fehlten. Den einen derselben hat man nachträglich gefunden, ebenso die Löwenhaut, welche dieser muskulöse Herr sonst über dem linken Arm zu tragen pflegte.

Als ich neulich mit Hermann (v. d. Hude) zufällig an der Stelle des versunkenen Kolosses vorüberging, waren dort eine Menge eleganter Wagen aufgefahren, Polizisten standen am Eingang — ich konnte mir das alles nicht erklären. Endlich betraten wir den Hof des Palais und fanden dort eine brillante römische Gesellschaft, die sich versammelt hatte, um der Hebung des Schatzes beizuwohnen. Das hatte ich also recht gut getroffen. Ein hohes Gerüst erhob sich über der 30 Fuß tiefen Grube, aus der unter Leitung Viscontis die Statue langsam

und mit größter Behutsamkeit heraufgewunden ward. Das ganze Bild war höchst originell und amüsant: auf dem Hofplatz die harrende Menge von Herren und Damen, auf dem Gerüst die geschäftigen Arbeiter, und in allen hohen Nachbarhäusern an jedem großen und kleinen, hohen und niedrigen Fenster die reizenden Römerinnen. Endlich war der brave Herkules ans Tageslicht gefördert und lag, mit Schlamm und Erdkruste bedeckt, vor der illustren Versammlung.

Sezt wird das Kunstwerk gereinigt, dann ergänzt und in irgendeiner der öffentlichen Sammlungen, wahrscheinlich im Vatikan, aufgestellt; selbstverständlich gegen Erlegung eines kräftigen Lösegeldes, das Pio IX. aber bereit sein soll, dem Herrn Righetti zu zahlen.

Der alte Volksglaube, daß die Kardinäle immer zu dreien sterben müssen — was man hier die Terne des Todes zu nennen pflegt — (etwa so wie auch in Russland die Andreasritter stets zu dreien sterben sollen), hat vor kurzem wieder tragische Bestätigung gefunden: Savelli, Bedini und Geißel sind rasch einander gefolgt. Der Zufall wollte, daß ich zweimal nacheinander gerade dazukam, als Antonelli soeben die telegraphische Todesnachricht von Bedini und dann von Geißel erhalten hatte. Nun ist der gute Kardinalstaatssekretär Seiner Heiligkeit als richtiger Lebemann ein abgesagter Feind des Todes und denkt mit Schrecken, daß auch er einmal abberufen wird (augenblicklich hat er das Leiden vieler Staatsmänner, nämlich das Podagra). Diese Nervosität hat bei ihm dadurch noch zugenommen, daß eines schönen Tags ein Verrückter ein Attentat auf sein Leben machte. Seit jener Zeit muß der Kutscher des Kardinals stets im raschesten Tempo durch die Straßen fahren, die Eminenz selbst sitzt dann zusammengekauert in der dunklen Ecke des großen, ausgepolsterten Wagens, um sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

Unter solchen Verhältnissen erfüllte ihn (wie viele der Porporati) die Nachricht von Geißels Tode, dem Schlussakkord

Das
Hof.
dem
hbar.
rigen
brave
und
ad in
h im
eines
dem
reien
s zu
reas-
nieder
heihel
zwei-
egra-
alten
igkeit
denkt
blick-
das
zuge-
entat
tscher
rahen
i der
den
der
fford

des Trios, mit gemischten Gefühlen. Einerseits beklagte er tief den Verlust, der die Kirche betroffen; zugleich aber schimmerte durch die Trauerfalten seiner schönen Stirn so etwas durch wie: „Gottlob! Der Dritte ist gefunden! Für diesmal ist die Serie geschlossen, und ich bin mit dem Schrecken davongekommen.“

Donnerstag, 13. Oktober.

Vorgestern nachmittag war ein prachtvolles Orgelkonzert in der Kirche Trinità de' Monti, die zu dem französischen Nonnenkloster der Dames du Sacré Cœur gehört. Für diese Kirche hat der Pariser Orgelbauer Merklin eine neue Orgel gebaut, die an Klang und Fülle alles übertrifft, was ich je in der Art hörte. Vom tiefsten Brausen und Schmettern der Posaunentöne bis zur zartesten Innigkeit des Gesanges sind dort alle musikalischen Modulationen vertreten. Die ersten Orgelspieler Roms ließen sich auf dem Instrument hören. Eigentliche Choräle wurden nicht vorgetragen, aber Fugensäze, Cantabiles, Opernstücke aus „Fortunio“ von Offenbach, Mendelssohns Hochzeitsmarsch — alles sehr modern, aber sehr schön. Die Kirche Trinità ist dieselbe, in der Felix Mendelssohn den zarten Gesang der Nonnen bewunderte und sich so hingerissen fühlte, daß er für sie einige Stücke komponierte. Diese Damen ließen sich freilich nicht hören; statt dessen führten die ersten Heroen der päpstlichen Kapelle mit Orgelbegleitung, unter Leitung ihres Direktors Meluzzi, Hymnen und Motetten auf.

Gestern traf hier nach langer Abwesenheit der Geheime Sanitätsrat Dr. Alerz ein, der schon seit langer Zeit zum Inventarium der Gesandtschaft gehört und im Palazzo über mir wohnt. Er ist schon 28 Jahre in Rom, eifriger Katholik mit interessanten Bekanntschaften, da er hier früher als Arzt eine Rolle spielte. Er wurde aus Aachen, seiner Vaterstadt, in den dreißiger Jahren hierher berufen, um dem Papst Gregor XVI. ein Nasenübel zu heilen, von dem ihn die italienischen Ärzte nicht zu befreien wußten. Alerz behandelte

den Kranken mit großem Erfolg und gründete dadurch seinen Ruf.

Die vorige Woche war wieder der Madonna geweiht, deren Kirchenfeste den katholischen Jahreskranz durchflechten. Für die Person des Sohnes hat der Südländer weniger Verständnis. An beiden Sonntagen der ihr gewidmeten Oktave fanden glänzende Umzüge mit dem Bilde der Santa Maria del Rosario statt. Solche Prozession in Rom hat für uns übrige Sterbliche stets etwas Theatralisches.

Voran schreiten zwei Tamboure, deren Trommelwirbel die Gläubigen von allen Seiten herbeilockt. Dann folgt ein geistlicher Bruder im weißen Talar mit blauer, roter oder grüner Pelerine, in der Hand einen vergoldeten langen Ceremonienstab. Ihn geleiten Mitglieder der Bruderschaft. Diesen folgen vier stämmige Fratres, welche das auf hohe, breite Leinwand gemalte Bild ihrer Heiligen tragen. Daran reiht sich ein Zug „Brüder“. Inzwischen ist der Trommelwirbel der voranschreitenden Tamboure schon übertönt durch die nahende Janitscharenmusik. Ein päpstliches Regiment stellt dazu sein Musikkorps in Paradeuniform. Nun naht ein hoher Geistlicher mit dem Allerheiligsten, vor dem alles niederkniet. Dann kommen andere Brüder, die ein baumhohes, mit Efeu umwundenes Kreuz tragen; es ist natürlich aus Pappe angefertigt. Den Schluss des Zuges bilden die Dominikaner und andere Mönche, jeder eine brennende Wachsfackel in der Hand; sie singen Gebete, die aber unverständlich bleiben, weil die schmetternden Klänge der Militärmusik alles übertönen.

Neben der Fackel eines jeden Mönches läuft irgendein Straßenjunge, der unter den brennenden Docht ein großes Stück Pappe hält, um das herunterträufelnde Wachs aufzufangen und später zu verkaufen.

Bei den letzten Umzügen hatte der Papst ganz besondere Litaneien und Gebete angeordnet, um für die durch die Konvention vom 15. September hartbedrängte Kirche außerordent-

lichen Segen zu erslehen, „den wir,” heißt es in der Proklamation des Generalvikars von Rom, so nötig haben gegen „die Gottlosen und die Hölle“. (Gli impi e l'inferno, d. i. Louis und Viktor Emanuel.)

Das Wetter ist himmlisch, freilich etwas herbstlich; die Bäume bekommen einen gelblichen Teint, als ob sie den Ärger des Kirchenstaats über die Septemberkonvention teilten.

Rom, Sonnabend, 12. November 1864.

Der jetzige Moment ist so spannend, daß ich glücklich bin, ihn hier zu erleben und Schritt für Schritt der Entwicklung des großen Weltdramas folgen zu können — des Werkes Louis Napoleons, der durch seine Konvention den Vatikan in die furchtbare Aufregung versetzt hat. In dieser Krise, die das Papsttum durchmacht, mit Antonelli und den anderen interessanten Faiseurs verkehrt zu haben, wird immer eine merkwürdige Erinnerung sein.

In 8—10 Tagen erwarte ich Arnim. Daß er kommt, wird gewiß sein Gutes haben; ich zweifle nie daran, daß alles, was mir beschieden wird, sein Gutes hat. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich auch ganz gern noch recht lange allein geblieben wäre als maître de la situation. In einem so interessanten, welthistorischen Moment Geschäftsträger zu sein, ist begeisterungsvoll. Der Krankheit, die sich politisch entwickelt, Tag für Tag nachzugehen — wie Anton Gütschow einem „interessanten Falle“ folgt — und dann seine Diagnose weiterzugeben, ist eine fabelhaft fesselnde Aufgabe.

Arnim wird wahrscheinlich allein hier eintreffen; seine Frau und Kinder werden nachfolgen. Er soll manchmal unausstehlich sein können, doch hoffe ich, daß er die liebenswürdige Seite, die er besitzt, herauslehren wird. Sonst muß ich ihn erziehen, wie ich schon andere Chefs erzogen habe. Ihm selbst wie mir will ich es wünschen, daß er sich nicht gehen läßt.

Sonntag.

Gestern abend ist König Ludwig I. von Bayern angekommen und in seiner Villa Malta abgestiegen, wo sich alle ihm persönlich bekannten Künstler zu seinem Empfange vereint hatten. Sein Gefolge besteht aus einem Hofmarschall und einem Adjutanten. Die Münchener Hofetikette schreibt sonderbarerweise den bayerischen Diplomatendamen vor, sich dem König in seiner Wohnung vorzustellen und dabei eine grande parure, decolletiert zu erscheinen.

Man erwartet auch König Otto. Dann können Griechenland, Bayern und Neapel zusammen Lotto spielen. Dies ist das jetzt hier beliebte Spiel, welches auch im Palazzo Farnese, der Wohnung der neapolitanischen Bourbons, die Abendunterhaltung bildet.

Vor drei Wochen traf hier die Fürstin Hohenlohe-Langenburg ein, Stiefschwester der Königin Viktoria und Freundin unserer Königin Augusta. Letztere hatte mir die Fürstin annoncieren lassen; sie ist eine ebenso kluge wie angenehme Dame.

Mit Meyendorffs mache ich oft Exkursionen; sie ist eine geborene Gortschalow, Tochter des verstorbenen Fürst-Statt-halters von Polen; da sie sehr musikalisch ist, kommt Liszt oft zu ihnen, um zu musizieren.

Vor einigen Sonntagen war ich mit ihnen im schönen Palazzo Colonna. Den einen Teil bewohnt die französische Botschaft, den andern die Familie Colonna — dieselbe Familie, die sich während des Mittelalters als Haupt der Ghibellinenpartei durch Eintreten für die deutschen Kaiser gegen die Päpste hervortat. Aus diesem Geschlechte ging Papst Martin V. hervor, der, im Jahre 1417 auf dem Konzil zu Konstanz gewählt, als Begründer einer neuen Ordnung der Dinge dasteht: er beseitigte die Kirchenspaltung und erhielt den Beinamen „Felicitas temporum suorum“.

Durch Martin V. soll jener Palast, den er selbst bewohnt

hat, an die Colonnas gekommen sein. Die ganze Anlage mit den daranstoßenden Gärten, die sich zum Quirinal hinaufziehen, macht einen imposanten Eindruck und gibt das treue Bild eines vornehmen Palastes der üppigen Barockzeit. Besonders charakteristisch ist der große Saal, la Galleria genannt, den Antonio del Grande begonnen und Fontana vollendet hat. In ihm spiegelt sich die ganze Pracht des Hauses Colonna. Von der gewölbten Decke blicken Fresken mit der Schlacht bei Lepanto, an der Fürst Marc Antonio Colonna als Befehlshaber der päpstlichen Flotte Anteil nahm; an den Wänden ragen korinthische Pilaster von Giallo antico, den Fußboden schmückt kostbarer Marmor, die Fenster umgeben Rahmen von afrikanischer Breccia, mächtige Kronleuchter überfluten die rauschenden Feste mit Lichterglanz.

In ein höher gelegenes Gemach führt eine breite Marmortreppe. Auf einer der Stufen ruht eine Kanonenkugel, welche 1849 bei der französischen Belagerung den Saal durchschlug und an jener Stufe, die gebrochen ist, Halt machte. Vom oberen Raum tritt man unmittelbar in die Lorbeergänge und Myrtenboskets des Gartens.

Unter allen Geschäften der letzten Woche fiel mir der „Maudit“ und seine Fortsetzung, die „Religieuse“, in die Hände, die von einem französischen Geistlichen geschrieben sein sollen und großes Aufsehen hervorriefen, weil sie einen tiefen Einblick in das Leben der römischen Kurie, des Klerus und der Nonnenklöster gewähren.

Dem Jesuitengeneral Pater Beckx wurde ich kürzlich in seinem Collegio durch Hübner vorgestellt. Die Luft, die in diesen Räumen weht, ist eine ganz eigentümliche. Durch verschiedene Korridore, an deren Wänden Heiligenbilder mit großen Landkarten abwechseln, gelangt man in das Gemach des Generals, eines alten, ehrwürdigen Belgiers, der lange in Deutschland gelebt hat und fertig Deutsch spricht. Der Mann macht einen schlichten, einfachen Eindruck; man vergibt bei

seinem Anblick, daß man vor einem Herrscher steht, der über viele tausend Menschen gebietet, die ihm blinden „Kadaver gehorsam“ schulden und über alle Weltteile zerstreut sind, um seine Befehle auszuführen. „Sint sicut cadavera“ ist die Devise dieser wohlgeschulten Gesellschaft.

Außerdem lernte ich einen achtzigjährigen Pater Pierling kennen, der, in Petersburg geboren, dort 1803 in den Orden trat, 1820 mit allen Brüdern aus dem Zarenreich vertrieben, polizeilich an die Grenze gebracht wurde und seit 15 Jahren in Rom lebt.

Dieser Tage führte mich eine Angelegenheit auch zu Mérode, dem fanatischen Waffenminister Seiner Heiligkeit. Er glaubt nicht daran, daß die Franzosen Rom verlassen werden, obgleich Sartiges und Montebello ihm hoch und heilig versichert haben, daß Louis seine Truppen zurückziehen werde. Als man ihm von der notwendigen Vergrößerung der päpstlichen Armee gesprochen, soll er gesagt haben: „Cet animal de Napoléon voudrait bien nous faire venir à Rome la fine fleur de la catholicité pour l'assommer comme à Castelfidardo.“

Auch von Reformen, wie Louis sie verlangt, will er nichts wissen. Er ist überzeugt, daß solche in Rom nicht möglich sind und sagt: „Parler réforme à Rome est aussi ridicule, que de vouloir nettoyer une pyramide avec une brosse à dents.“

Sermoneta freilich macht sich über das „Non possumus“ des Vatikans lustig, indem er an seinen großen Ahnen Papst Bonifaz VIII. († 1303) erinnert, dessen Devise war: „Papa omnia potest“, während Pio IX. sage: „Non possumus.“

Rom, 26. November 1864.

Arnim ist noch immer nicht eingetroffen, was mir sehr erwünscht ist. Das ruhige Leben ist schon seit vielen Wochen verschwunden, und der Trubel wird immer größer.

Am 15. war ein allerliebstes Diner bei Meyendorffs mit Liszt. Er setzte sich sofort nach dem Essen an den Flügel und

ließ wieder einige seiner Prachtstücke los, die fast alle so schwierig und brillant sind, daß niemand sie ihm nachspielt. Zunächst einen Marsch „Vom Fels zum Meer“, für die preußische Armee komponiert. Ein majestätisches Stück. Dann seinen Mephistowalzer, wenig bekannt, aber dämonisch, mysteriös. Liszt ist, sobald er animiert wird, von hinreißender Liebenswürdigkeit und freut sich wie der jüngste Anfänger, wenn er sieht, daß seine Kompositionen gefallen.

Am 18. ließ ich mich im Palazzo Farnese dem König Franz und der Königin vorstellen. Ich versäumte es nicht, teils um die schöne Königin Marie zu sehen, teils weil jetzt manche meiner hiesigen Kollegen das gleiche tun. Franz gibt sich alle erdenkliche Mühe, liebenswürdig zu sein, ist aber sehr verlegen. Die Königin mit ihren schönen Augen und ihrem prachtvollen Haar saß, in einem enganschließenden schwarzen Kleide, malerisch auf dem Sofa. Heute ließ ich mich auch der jüngern Schwester, der Gräfin Trani und ihrem Gatten, vorstellen. Sie ist als Blondine, was die Schwester als Brünette ist: eine ganz reizende Erscheinung.

Vorigen Sonnabend speiste ich allein bei Polovtsoffs, da die Baronin Stieglitz auf acht Tage nach Neapel gereist ist. Abends gingen wir zusammen in die Hugenotten, die hier zum ersten Mal aufgeführt wurden; natürlich unter verändertem Titel „Renato di Groenwald“, ein Sujet, das im siebzehnten Jahrhundert in Holland, zur Zeit der Bürgerkriege spielt. Es war ein Genuss, einmal wieder Meyerbeer zu hören, nachdem man so lange nur Verdi, Donizetti und Petrella gehört hat. Aber weder das Publikum, noch das Orchester, noch die einzelnen Sänger und Sängerinnen (mit Ausnahme der Trebelli, die aber keine Italienerin, sondern eine Mademoiselle Trebel ist) begriffen die Pracht der Musik; die Leute können nur ihre Liedermusik verstehen. Pilant war es, in der Ewigen Roma „Eine feste Burg“ zu hören, was unverändert beibehalten ist. Dies war mir um so eigentümlicher in der Erinnerung, als ich

am nächsten Morgen in der glänzend erleuchteten und wie im September bei Maria Alacoque ausstaffierten Peterskirche der Beatifikation des Jesuitenpaters Canisius beiwohnte, jenes gewaltigen Kanzelredners, der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Köln und in Süddeutschland so eifrig und mit so großem Erfolg gegen die neuen lehrerischen Lehren auftrat.

Zu Tisch war ich bei Sermoneta mit Kardinal Pentini und dem Commendatore Rossi, der sich seit zweihundzwanzig Jahren mit der Geschichte der römischen Katakomben beschäftigt und vor kurzem den ersten Teil seines Prachtwerkes über diese unterirdischen Riesenbauten veröffentlicht hat.

Kardinal Pentini war 1814 Offizier in der Armee Bernadottes, hat sich daher lange in Deutschland aufgehalten und braucht noch gern einige deutsche Redensarten. Bevor er den Purpur erhielt (1863), war er päpstlicher Delegat in Civitavecchia und hat sich bei einer dortigen Emeute der Galeerensträflinge durch Energie und Geistesgegenwart ausgezeichnet. Er trat ganz allein unter die Gefangenen, die bereits ihre Wächter ermordet hatten, und stellte die Ordnung her.

Abends war ich wieder bei Meyendorffs, wo ich Franz Liszt von neuem hörte. Nach der Legende soll der heilige Franziskus einmal in einem Wald angefangen haben, vor den Vögeln zu predigen und so beredt geworden sein, daß die Sänger der Lüfte verstummt und ihm zuhörten. Diese Situation hat Liszt behandelt und daraus eine prachtvolle Komposition geschaffen, die er uns vortrug.

Um 22., dem Namenstag der heiligen Cäcilie, stiegen wir in die erleuchteten Katakomben des Calixtus, wo die Schutzpatronin der geistlichen Musik früher beigesetzt war. Im dämmernden Zwielicht der Höhlen und Gänge nahmen sich die zahlreichen Gruppen von Nonnen, Mönchen und Geistlichen höchst malerisch aus.

Das Wetter ist unvergleichlich. Als wir vorigen Donnerstag gerade nach Albano abfahren wollten, wurde der Baronin

Stieglitz aus Petersburg der dortige Kältegrad telegraphiert — zehn Grad — was uns die Sonne noch goldener, Roms Himmel noch blauer erscheinen ließ.

Morgen, am ersten Adventsonntag, ist wieder große Feier in der Sixtinischen Kapelle, wo Seine Heiligkeit selbst fungiert. Dort wird die Hostie gesegnet, die während des ganzen Jahres ihren Rundgang von je vierzig Stunden durch alle Kirchen Roms hält.

Fast jeder Tag bringt von draußen neue Trauerkunde für den Vatikan. Die Konvention wird ausgeführt, die Residenz von Turin nach Florenz verlegt, Louis bleibt fest, seine Truppen sollen abziehen, und der lang ersehnte Baron Bach, der endlich vor vierzehn Tagen hier eintraf, hat dem Papst keinen bessern Rat mitgebracht als den, sich eng an Frankreich anzuschließen und auf die Vorschläge einzugehen, die Louis ihm in der Konventionsangelegenheit gemacht. Ein unbeschreiblich interessanter Moment.

Rom, 17. Dezember 1864.

Vorigen Sonntag ist Harry Arnim mit Frau, drei Kindern, vier weiblichen, fünf männlichen Dienstboten und sechs Pferden hier eingetroffen. Er ist bis jetzt liebenswürdig gegen mich, sogar recht amüsant, die Baronin ist sehr sympathisch; ich bin auch sehr zuvorkommend und somit, hoffe ich, wird sich das Verhältnis gut gestalten.

An die bevorstehende Weihnachtszeit wird man hier wenig erinnert. Ich kann mir dies Fest nun einmal nicht ohne Schnee, Eis und Tannen denken, und davon sind wir doch etwas entfernt. Der schönste blaue Himmel wechselt mit warmen Sciroccotagen; gestern donnerndes Gewitter; dabei Zitronenbäume mit goldenen Früchten und blühende Rosen im Garten und auf meiner Terrasse. Das alles ist nicht nach Weihnachten angetan. Nur die vielen Kirchenfeierlichkeiten gemahnen, daß wir uns im Advent befinden. Vor drei Wochen zogen auch die Pifferari mit ihren Sackpfeifen in Rom ein, um vor allen

Madonnenbildern zu spielen und der heiligen Jungfrau Maria, die nach dem Volksglauben im Advent in den Wehen liegt, durch ihre Musik die Schmerzen zu lindern. Es ist die einzige Zeit im Jahre, wo diese spielenden Hirten in ihren malerischen Trachten sich hier hören lassen.

Der erste Adventssonntag wurde dadurch gefeiert, daß der Papst in der Sixtinischen Kapelle das Allerheiligste segnete, welches dann in der Paulinischen Kapelle ausgestellt wurde. Beide, die Sixtina und Paulina liegen im Vatikan an der Sala Regia, in welcher der Papst früher die gekrönten Hämpter zu empfangen pflegte.

Der breite Treppenaufgang, der vom Petersplatz zur Sala Regia führt, sowie die Paulina selbst, waren glänzend erleuchtet, und die Gläubigen strömten massenweise dorthin.

Wir Protestanten können diesen Königssaal nicht ohne Fremden betreten. An den Wänden sind in großen Fresken gemälde die Hauptphasen des Papstums dargestellt, und der biedere Gregor XIII., Boncampagni, der wenige Monate vor der Pariser Bluthochzeit im Mai 1572 den päpstlichen Stuhl bestieg, hat es für passend gefunden, dort (rechts von der Sixtina) durch drei Gemälde die Bartholomäusnacht zu verherrlichen und unter ein jedes lateinische Inschriften setzen zu lassen. Diese sind freilich in späterer, milder denkender Zeit wieder ausgekratzt, doch so, daß man noch heute einzelne Worte entziffern kann. Das eine Bild zeigt den Tod Colignys und seines Schwiegersohns Téligny mit der Unterschrift: Caedes Colignii et sociorum ejus. (Niedermeßlung Colignys und seiner Genossen.) Auf dem dritten sieht man den hocherfreuten König Karl IX.: Rex Colignii necem probat. (Der König billigt Colignys Ermordung.)

Ebenderselbe Gregor XIII. ließ damals eine Medaille prägen, auf der ein Engel mit Kreuz und Schwert auf einen Haufen Hugenotten eindringt mit der Umschrift: Ugonottorum strages 1572 (Niedermeßlung der Hugenotten). Karl IX. ließ gleich-

falls eine Medaille schlagen, auf der die bourbonischen Lilien die Unterschrift zeigen: Pietas excitavit justitiam, 24. Augusti 1572 (Die Frömmigkeit rief die Sühne hervor). Auf dem Revers steht der König mit dem Zepter; die Umschrift lautet Virtus in Rebelles (Verdienst gegen die Rebellen).

Kurz vor der Bartholomäusnacht war Nuntius in Paris ein Prosper Santa Croce aus dem gleichnamigen fürstlichen Geschlecht. Neulich besuchte ich den jetzigen Principe Santa Croce, der seinen alten Familienpalast an der Piazza di Branca bewohnt. Oben in einem Turm befindet sich das Familienarchiv, in dem ich Berichte jenes Nuntius und viele interessante Papiere aus späterer Zeit sah, unter anderm Briefe von Louis XIV., Choiseul, Louis XV. und Marie Antoinette an die verschiedenen Stammhalter der Santa Croce. In den unteren Räumen des Palastes stehen schöne alte Rokokomöbel. Die Plafonds sind von Grimaldi gemalt. An den Wänden hängen große Familienporträts, darunter Kardinäle und Ritter vom Goldenen Blies in ihren roten Talaren. Der Fürst machte mich darauf aufmerksam, wie prächtig sich die damalige Welt gekleidet, wie ihr aber der Begriff heutiger Reinlichkeit fern gelegen habe. „Mein Großvater, einer jener Ritter vom Goldenen Blies, hinterließ fünf Perücken, jedoch nicht mehr als drei Hemden.“ Aus einem der Prachtsalons tritt man auf einen Ausbau, auf dem sich schwelende Gärten befinden. „Ce jardin s'appelle le bosquet du Cardinal Bernis, qui avait une liaison avec ma grand'mère qui était très belle.“ In einem kleinen Boudoir zeigte er mir dann ein Pastellgemälde von Raffael Mengs, welches die schöne leichte Großmama darstellt.

Wenige Schritte vom Palais entfernt steht noch ein alter Turm der früheren Burg der Santa Croce. Dieses höchst energische Geschlecht wurde von den Päpsten verschiedene Male belagert. Nicht dabei ist die Familienkirche, genannt Santa Maria in Publicolis. Die Santa Croce leiten ihren Ursprung vom alten Römer Publicola her.

Am 7. Dezember wohnte ich der Sitzung des französischen Kriegsgerichtes bei, welches zur Verurteilung der Mörder zweier französischer Gendarmen im Refektorium des Klosters S. Silvestro am Quirinal zusammengetreten war. Auf der Anklagebank saßen vier Briganten aus der berüchtigten Umgegend von Ceprano, wo jener Mord vor einigen Wochen stattgefunden hat. Einer wurde zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt. Hinter den Angeklagten saßen alle Bewohner der Ortschaft in ihren Nationalkostümen als Zeugen.